

FRANZ NIKOLASCH
(Hrsg.)

SYMPOSIUM
ZUR
GESCHICHTE VON MILLSTATT
UND KÄRNTEN

2015

Forschungen in Teurnia mit und ohne Spaten <i>Franz Glaser</i>	1
Zeichnen für Kaiser Maximilian I. Memoria – Das Gebetbuch Kaiser Maximilian I. <i>Heidrun Lange</i>	17
Die Caritas als Handlungsprinzip im seelsorglichen Wirken der Klagenfurter Jesuiten <i>Werner Drobesh</i>	34
Die katholische Kirche Kärntens im 1. Weltkrieg <i>Peter Tropper</i>	50
Felix von Luschan's Reise mit Graf Lanckoroński nach Kilikien <i>Hubert Szemethy</i>	67
Felix von Luschan, das Zsala-Monument in Kadyanda und die sogenannten Totenmahl- Darstellungen in Lykien und Muttergriechenland <i>Peter Ruggendorfer</i>	97

Römerstadt Teurnia: Forschungen mit und ohne Spaten

Franz Glaser

Die Anfänge der Stadt

Die Ausführungen können weder einen Besuch im Römermuseum Teurnia noch die mehr als zweihundert Veröffentlichungen der letzten vier Jahrzehnte ersetzen. Die ältesten Spuren des Siedlungsplatzes reichen bis in das 12. Jahrhundert vor Chr. zurück. Die Siedlungsreste der Hallstatt- und der Latènezeit sind durch die römer-zeitlichen großflächigen Baumaßnahmen weitgehend überprägt, sodass verhältnis-mäßig wenige Funde die Besiedlung in diesen Epochen belegen.

Die Stadtgründung des Kaisers Claudius

Der Siedlungshügel (Holzer Berg) gewann infolge der römischen Besetzung Nori-cums im Jahr 15 vor Chr. an Bedeutung, als unter Kaiser Claudius gegen 50 nach Chr. der Platz für die Gründung der Stadt Teurnia gewählt wurde (Abb. 1).¹

Die östlichen Wohnterrassen

Am östlichen Fuß des Holzer Berges konnten bei den Ausgrabungen der Siebziger-jahre zwei Wohnterrassen festgestellt werden (Abb. 1, 1 und 2), die in ihrem Gehni-veau einen Höhenunterschied von fünf Metern aufwiesen. Die Nutzung begann im ersten Jahrhundert n. Chr. und reichte bis ins dritte Jh. n. Chr.. Die Räume der letzten Nutzungsphase sind fundleer, sodass letztlich die Besiedlungsdauer auch bis ins vierte Jahrhundert reichen könnte. Dieses Phänomen der „besenreinen Böden“ lässt sich auch an den spätantiken Bauten in Teurnia und anderenorts feststellen.

Die Nord-Süd verlaufenden Terrassen wurden durch eine mächtige Terrassenmauer und eine sechs Meter breite Straße voneinander getrennt. Für eine weitere, höher liegende Wohnterrasse gegen den ostseitigen Steilhang des Forums hin fehlen wegen der hohen Schuttschichten Daten aus Luftaufnahmen und geophysikalischer Prospektion. Beobachtungen bei der Verlegung eines Erdkabels im Jahr 1977 ergaben jedoch Hinweise auf die Nutzung als Siedlungsareal. Die Verfüllung des Abwasserkanals, der aus diesem Areal auf die nächste, tiefere Terrasse führt, enthielt Mosaiksteine, die auf ein entsprechend

¹ F. GLASER, Teurnia: Römerstadt und Bischofssitz (Klagenfurt 1992). DERS., Teurnia, in: M. Šašel Kos, P. Scherrer, The Autonomous Towns of Noricum and Pannonia Noricum (Ljubljana 2002) 135–147. Mit Gesamtbibliographie von M. Huber S. 145-147.

ausgestattetes Wohnhaus schließen lassen. Luftaufnahmen (2005) und geophysikalische Prospektion (2014) zeigen, dass gegen Süden, d. h. zur Drau hin, ein weiteres noch etwas tiefer liegendes Siedlungsareal folgt, das durch eine schräg zum Hang verlaufende und zur Drau führende Straße erschlossen wird (Abb. 1, 3).

Auf der unteren ostseitigen Wohnterrasse befindet sich eine aufgrund von Luftaufnahmen mehrfach interpretierte Stelle.² Ch. Gugl stellte anhand von im Jahre 2000 vorliegenden Aufnahmen zwar keinen Apsidenraum, sondern eine unregelmäßig einspringende Mauerecke dar.³ An der Ostseite des Raumes gibt er eine Pfeilergliederung wieder. Eine Luftaufnahme von S. Tichy aus dem Jahr 1986 zeigt eine Apsis als Südabschluss des genannten Raumes (Abb. 1).⁴ Auf der Basis der maßstäblichen Luftbilddauswertung von M. Doneus und Ch. Gugl lässt sich eine Länge des Apsidenraumes von ca. 12,00 m erschließen, was auch dem aktuellsten Luftbild aus dem Jahr 2005 entspricht.⁵ Die geschätzte Breite von ca. 6,00 bis ca. 7,60 m entspricht ebenfalls dem Luftbild des Jahres 2005. Daraus ergäbe sich eine Grundfläche von 70 bis 90 Quadratmetern eines repräsentativen Raumes.

In derselben Luftaufnahme des Jahres 2005 glaubte H. Dolenz aufgrund der „Bearbeitung und der archäologischen Analyse“ vielleicht einen Hinweis auf ein „neuartiges Bauwerk im Municipium Claudium Teurnia“ zu finden. Er ließ die Luftaufnahme von einer Grafikerin bearbeiten, sodass aus dem Apsidenraum ein solcher mit ovalem Grundriss entstand.⁶ Dabei blieb unbeachtet, dass sich in den Ecken eines Gebäudes Schutt sammelt und daher in der Verfärbung des Bewuchses wie Mauerwerk erscheint. Die zeichnerische Interpretation von H. Dolenz divergiert von der Fotointerpretation der Bearbeiterin I. Mairer. H. Dolenz schlägt aufgrund mangelnder Vergleichsbeispiele vorsichtig vor, von einem „kleinen Gebäude mit elliptischer Arena“ zu sprechen. Solche mit Unterkünften umgebene Arenabauten entsprächen, wie er meint, am ehesten Gladiatorenkasernen (ludus). Der Ludus Maximus in Rom dagegen ist ein rechteckiges Gebäude mit ovalem Innenhof, der als Arena genützt wurde und von Tribünen auf zwei elliptischen umlaufenden Mauern umgeben war.⁷ In seinen Dimensionen entsprach der Innenhof etwa der Arena des Kolosseums. Mit dem Grundriss des Ludus Maximus lässt sich der rechteckige Innenhof von Carnuntum nicht vergleichen, der

² F. GLASER, Fundverfälschung und Bildverfälschung, in: H. Sedláčková (Hg.), Festschrift für Jaroslav Tejral (im Druck).

³ CH. GUGL, Archäologische Forschungen in Teurnia. Die Ausgrabungen in den Wohnterrassen 1971- 1978. Die latènezeitlichen Funde vom Holzer Berg (Wien 2000) 22. Bei keinem der publizierten Grabungsfotos gibt er den Ausgräber als Autor der Fotos an! I. Dörfler, Die römischen Wandmalereien der Wohnterrassen von Teurnia, Römische Österreich 32, 2009, 17–77.

⁴ S. TICHY, Luftaufnahme am 26. 8. 1986.

⁵ S. TICHY, Luftaufnahme im April 2005.

⁶ H. DOLENZ, Ergebnisse der Luftbilddokumentation archäologischer Kernräume im Jahre 2005. Rudolfinum. Jahrbuch des Landesmuseums (2005) 89 – 91.

⁷ F. COARELLI, Rom. Ein archäologischer Führer (Mainz 2000) 196f.

auch keine parallelen Mauern für Tribünen aufweist.⁸ Solche konzentrische Mauern fehlen auch in Teurnia, die auch für Holztribünen wie im Ludus Maximus notwendig wären. Im 5. und 6. Jahrhundert wurden im Schutt der einstigen Häuser der Wohnterrassen Gräber angelegt (s. unten).⁹

Das Forum

Der südöstliche Ausläufer des Moränenhügels wurde für die Anlage des Forums (Marktplatz) und einer Badeanlage (Therme) gewählt. Mächtige Terrassierungsmaßnahmen erweiterten die natürliche Fläche (Abb. 1). An der West- und Ostseite begleiteten langgestreckte Hallen den gepflasterten Forumsplatz. Ihre Fronten waren wohl eher mit Arkaden als mit Säulen gestaltet. Dazu könnten Bogenanfänger und Auflager für einen Doppelbogen aus Tuffstein gehören. Gab es auf der Südseite des Forums eine zweigeschossige Marktbasilika, die sich mit ihrem Obergeschoss zum Forum und mit dem Untergeschoss zur Badeanlage auf einer tieferen Terrasse öffnete? Die Art der Anlage wäre vergleichbar mit dem Forum von Iulium Carnicum (Zuglio) am Südfuß des Plöckenpasses. Auf dem Forumsplatz haben sich keine Pflasterung, sondern nur Fundamente von monumentalen Denkmälern erhalten. Im Anschluss an die Halle vermutet J. Eitler in der Nordwestecke ein Amtsgebäude, die Curia (Abb. 1, 4).¹⁰ Gegenüber an der Nordostecke traten ebenfalls repräsentative Gebäude zutage: in einem Saal blieben die Abdrücke eines Marmorplattenbelages im Mörtelboden erhalten (Abb. 1, 5). In einer Schuttplanierung kamen zahlreiche Wandmalereifragmente, u. a. auch figürliche Darstellungen zutage.¹¹

Im Jahr 1827 wurde am Ostabhang des Holzer Berges ein Gladiatorenrelief als Abdeckung eines Steinkistengrabes gefunden,¹² das zum nachgewiesenen spätantiken Gräberfeld gehört. Es wurde versucht, das Relief als Argument für das vermeintliche Bauwerk mit „amphitheatralischen Spielen“ auf den Wohnterrassen zu verwenden.¹³ Doch wissen wir vom

⁸ W. NEUBAUER, ArchPro Carnuntum. Zerstörungsfreie Prospektion des römischen Carnuntum (2013) ohne Seitennummerierung.

⁹ G. PICCOTTINI, Das spätantike Gräberfeld von Teurnia, St. Peter in Holz (Klagenfurt 1976).

¹⁰ J. EITLER, Repräsentative Gebäudereste in unmittelbarer Forumsnähe der antiken Stadt Teurnia, Rudolfinum 2006 (2008), 41–44. DERS., Das Forum von Teurnia und die unmittelbar daran anschließende Bebauung - Ergebnisse der Grabungen des Jahres 2011, Rudolfinum 2011 (2012), 37–44. Y. SEIDL, Fundmaterial der Grabungen auf dem Forum der antiken Stadt Teurnia der Kampagne von 2011, Rudolfinum 2011 (2012), 45–66. DERS., Ausgrabungen auf dem Forum und auf der Tempelterrasse in Teurnia, Rudolfinum 2013 (Klagenfurt 2014), 93–97.

¹¹ I. DÖRFLER, Römische Wandmalerei aus Virunum und Teurnia, in: F. Oriolo – M. Verzár (Hg.), La pittura romana nell'Italia settentrionale e nelle regioni limitrofe. Antichità Altoadriatiche 73 (2012) 257–432.

¹² F. GLASER, Die Skulpturen des Stadtgebietes von Teurnia. CSIR Österreich II, 6 (Wien 1997) 45 – 47: Nr. 27.

¹³ H. DOLENZ, Ergebnisse der Luftbilddokumentation archäologischer Kernräume im Jahre 2005. Rudolfinum. Jahrbuch des Landesmuseums (2005) 89–91.

Architekturschriftsteller Vitruv, dass in Städten ohne Amphitheater die Gladiatorenspiele auf dem Forum stattfanden, wie dies sogar in Rom noch im ersten Jahrhundert vor Chr. gebräuchlich war.¹⁴ Da auch anhand der geo-physikalischen Messungen kein Amphitheater in Teurnia bekannt ist (Abb. 1), fanden die Gladiatorenspiele wohl auf dem Forum statt, wo man dann auch das Heiligtum der Nemesis vermuten darf, in dem das Gladiatorenrelief geweiht wurde. Damit wäre auch leicht erklärbar, dass die Reliefplatte am Fuße des Abhangs als Deckplatte für ein spätantikes Grab Verwendung finden konnte.

Die letzten Grabungen haben unter der einstigen Pflasterung des Forums die Reste einer Schmiede ans Tageslicht gebracht. Bei der Anlage des Forumsplatzes waren in einer rechteckigen Grube waren die Fließschlackenstücke vom Mantel eines Schmiedeofens, Eisenschlacke, zwei Gusstiegel für Bronze und eine gebrochene Schmiedezange einplaniert worden; dazu gehört auch das Düsenloch eines Blasebalges im Ofenmantel. Dem Grabungsbefund entsprechen auch Untersuchungen an Eisenluppen, die belegen, dass Roheisen als Handelsware aus den Erzabbaugebieten in die Städte gelangte und dort in den Schmieden durch Frischen (Sauerstoffzufuhr) der Kohlenstoffgehalt reduziert und Stahlqualität erreicht wurde.¹⁵ Das Fragment eines Votivaltars für Vulkanus bezeugt die Verehrung des Schmiedegottes in Teurnia.¹⁶

Bis auf eine Urne wurden alle Elemente von Grabbauten, Reliefs, Inschriften und Urnen im spätantiken Baubestand sekundär verwendet vorgefunden. Am Nordrand des Forums griff der umgelagerte Humus in weiten Bereichen bis auf die Estrichböden der Hallen und auf den gewachsenen Boden unter den einstigen Plattenbelag des Forumsplatzes. Mehr als hundert Marmorfragmente sind vielleicht mit Kalköfen in Verbindung zu bringen: Zu einer Urne mit Lebensbaummotiv wurde nach hundert Jahren ein Fragment gefunden. Das Bruchstück mit der Darstellung des Frevlers Ixion auf dem Feuerrad stammt offenbar wie der Danaidenfries in Karnburg von einem Grabbau.¹⁷ Die Wiedergabe von Strafen in der Unterwelt ist seltener zu finden als das Thema der Heroisierung des Toten.

¹⁴ VITRUV, *de architectura* 5, 1, 1. Im cäsarischen Steinpflaster des Forums in Rom lassen sich nämlich noch die Pfostenlöcher für die hölzernen temporären Tribünen erkennen: F. COARELLI, *Rom. Ein archäologischer Führer* (Mainz 2000) 84 f.

¹⁵ H. PRESSLINGER, F. GLASER, CH. COMMENDA und K.-M. KRÖPFL, Roheisen – eine Handelsware zur Stahlerzeugung in den römerzeitlichen Schmieden, *Berg- und Hüttenmännische Monatshefte* 20, 2015 (online-Publikation), Springer-Verlag Wien.

¹⁶ F. GLASER, *Neuerwerbungen im Museum Teurnia, Meilensteine – Votivinschriften*, *Car.* I 176, 1986, 128 f.

¹⁷ F. GLASER, Ein römisches Ixion-Relief in Teurnia, in: F. Lang u. a. (Hgg.), *Ein kräftiges Halali aus der Römerzeit. Norbert Heger zum 75. Geburtstag* (2014) 99–102. DERS., Ein römisches Danaidenfries aus Virunum, in: R. Breitwieser, M. Frass, G. Nightingale, Calamus. *Festschrift für Herbert Graß* (Wiesbaden 2013) 221–31.

Heiligtum des Grannus Apollon

Aufgrund eines Inschriftfundes nahe der Quelle auf dem Holzer Berg (Abb. 1, 6) können wir vermuten, dass auf der Terrasse westlich des Forums das Heiligtum des keltischen Heilgottes Grannus lag, der von den Römern mit Apollon gleichgesetzt wurde. Die Bauinschrift besitzt auf beiden Seiten denselben Inschrifttext und nennt als Gegenstand der Weihung eine *navalis* (*aedis?*), die wie der Kultbau (*navale*) für Mars Latobius im Lavanttal als „Schiffstempel“ interpretiert wurde.¹⁸ Die Bezeichnung kommt von einem Schiffsidol im Tempel, wie R. Egger vermutete.¹⁹ Sowohl eine schriftliche Quelle als auch archäologische Funde belegen Darstellungen von Gottheiten auf einem Schiff. Die griechische Entsprechung zu *navale* lautet *νεώριον* und bezeichnet u. a. ein „Schiffshaus“, das in Heiligtümern für Schiffsweihungen diente. Archäologisch erfasst sind solche schmale, langgestreckte Bauten in Samothrake und in Delos, wo sie mit Seesiegen in Verbindung stehen.²⁰ In Alexandria weihte Antigonos Gonatas sein Admiralsschiff. Für ältere Schiffsweihungen war schon in der Antike der Zusammenhang verloren gegangen, sodass uns Dion Chrysostomos vom sagenhaften Schiff „Argo“ in Korinth und Prokopios vom Schiff des Äneas in Rom berichten konnten. In Teurnia weihten Maritimi („Seeleute“) dem unbesiegtten Sonnengott (= Mithras) laut einer Inschrift ein nicht näher bezeichnetes Objekt, weil an diesem die Inschrift angebracht war.²¹ Da Klammer- oder Dübellöcher fehlen, darf man an eine Einfügung in Bruchsteinmauerwerk denken. In sekundärer Verwendung wurden die drei zusammengehörigen Inschriftfragmente in Lisenen der Bischofskirche des 6. Jh. eingebaut. Mit Maritimi sind anscheinend nicht Soldaten der in Pannonien bezeugten Drauflotte gemeint,²² sondern Unternehmer, die in staatlichem Auftrag Schwertransporte auf dem Wasser durchführten.²³ Anlässlich eines Bauvorhabens auf der Tempelterrasse des Grannus Apollon wurden im Rahmen einer Kooperation des Landesmuseums mit dem Österreichischen Archäologischen Institut geophysikalische Untersuchungen (Bodenradar) durchgeführt.²⁴ Ziel war es auch die

¹⁸ Ein Grannus Apollo-Heiligtum in Teurnia. Jahreshefte des Österr. Archäologischen Institutes 52 (1978-80) 121–127 [mit einem sprachwissenschaftlichen Anhang zu *navalem* von H. Birkhan].

¹⁹ R. EGGER, Der Tempelbezirk des Mars Latobius im Lavantale (Kärnten), Anzeiger der Österr. Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse 4 (1927) 4–16.

²⁰ B. D. WESCOAT, James R. McCredie and Samothracian Architecture, in: O. Palagia, B. D. Wescoat (Hg.), Samothracian Connections. Essays in honor of James R. McCredie (Oxford 2010) 5–24. Ph. Bruneau, J. Ducat, Guide de Délos (Paris 1966) 90 f.

²¹ F. GLASER, Die Erforschung der frühchristlichen Bischofskirche in Teurnia, Carinthia I 177 (1987) 78f.

²² Vgl. M. ABRAMIĆ, Führer durch Poetovio (Wien 1925) 11: CIL III 4025.

²³ Für die freundliche Erläuterung danke ich Univ.-Prof. Dr. H. Graßl, Salzburg. Die Drau und auch die Möll sind als wichtige Flüsse für Holztransporte in der Neuzeit belegt: F. LESKOSCHEK, Die Drauflöber. Arbeitsleben und Brauchtum eines erloschenen Gewerbes, Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark 64, 1973, 203–227.

²⁴ Mein besonderer Dank gilt Univ.-Doz. Dr. St. Groh und Dr. V. Lindinger, welche die geophysikalischen Untersuchungen leiteten.

geophysikalischen Ergebnisse mit dem Grabungsergebnis zu vergleichen. Da es sich beim Holzer Berg um einen eiszeitlichen Moränenhügel handelt, spiegeln sich in den Messergebnissen auch der Wechsel von Schotter und Schluffen. Deckungsgleich mit den Grabungsergebnissen erwies sich der Grundriss eines quadratischen Bauwerks (6,0 x 6,0 m), die einen schmalen, langen Saal (15,0 x 5,10 m) an der Südseite der Terrasse ergaben (Abb. 1, 7).²⁵ Der Saal mit Ziegelsplittestrich war durch eine Mauer mit dem quadratischen Bau verbunden. Doch liegt der schmale Saal tiefer als die Terrasse vor dem quadratischen Bauwerk; Zugänge von der Terrasse als auch von der steilen Hangseite scheiden aus. Da sich die Anlage offensichtlich nach Osten öffnet, bleibt nur ein Zugang von der östlichen Schmalseite wahrscheinlich. Wenn auch nur wenige Mauerfundamente zutage kamen, so lassen die Grundrisse Wohnbauten eher ausschließen und an die Reste eines Heiligtums denken. Will man sich trotz der spärlichen Reste ein Bild machen, dann kämen der quadratische Raum für eine Cella und der schmale Saal für ein „navale“ in Frage.

Im Jahr 1845 wurde ein Weihealtar für Cautes, eine Gestalt der Mithrasreligion gefunden.²⁶ Im gleichen Jahr fanden Ausgrabungen auf der Terrasse des Grannus Apollon statt. Es wäre denkbar, dass sich auf dieser Terrasse auch ein Mithrasheiligtum befand, in dem auch die Maritimi gestiftet hätten.

Nach den Ausgrabungen 1845 wurden antike Mauern für die Weiterverwendung abgetragen, wie dies schon bei den Ausgrabungen 1981 beobachtet wurde. In der Nachbarparzelle waren nur noch an deren Westrand zur nächsten Geländestufe Schutt und größere Mauerhöhen (bis 2 m) erhalten, sodass hier noch ein Weihealtar entdeckt werden konnte.²⁷

Bei den Ausgrabungen 1981 im benachbarten Areal (Abb. 1, 8) kam ein besonderes Zeugnis zur spätantiken Küche und Speisebereitung zutage.²⁸ Es handelt sich um ein Gefäß, das in den einschlägigen Publikationen als Schüssel bezeichnet wurde. Der gute Erhaltungszustand des Gefäßes mit 50 cm Durchmesser zeigt zwei Löcher, die nicht von einer Reparatur stammen. Es handelt sich um eine Backhaube, in der die beiden Löcher zum Zug dienen. Damit ist auch der Winkel der Griffklappen verständlich, der guten Halt gibt, aber für eine Schüssel ungeeignet ist. Da Backhauben der mittleren römischen Kaiserzeit nicht bekannt

²⁵ F. GLASER, Geophysikalische Untersuchungen in Teurnia, Teurnia-Mitteilungen 2013 – 2014, 12 f. Abb. 4. J. EITLER, Archäologische Untersuchungen im Bereich der Terrasse des Grannus-Apollon Heiligtums der römischen Stadt Teurnia, Rudolfinum. Jahrbuch des Landesmuseums für Kärnten 2014, 215–234. Abb. 1, 2, 12.

²⁶ F. GLASER, Teurnia: Römerstadt und Bischofssitz (Klagenfurt 1992) 50 Nr. 9. CIL III 4736. Ubi erat lupa Nr. 4887. Eine namensgleiche Person wird auf einer Weihinschrift des Mithrasheiligtums in Immurium/Moosham genannt: Ubi erat lupa Nr. 6105.

²⁷ F. GLASER, Teurnia: Römerstadt und Bischofssitz (Klagenfurt 1992) 56 f. Nr. 27

²⁸ Eine spätantike Backglocke aus Teurnia, in P. Gleirscher, L. Andergassen (Hg.), Antiquitates Tyrolenses. Festschrift für Hans Nothdurfter (Innsbruck 2015) 77–82.

sind, bezeugen die Backglocken vielleicht eine Änderung der Koch- und Essgewohnheiten während der Spätantike.

Gräber der römischen Kaiserzeit

Gräber aus der römischen Kaiserzeit sind bislang nicht bekannt, wenn man von einer Urne am Gegenhang nördlich des Holzer Berges absieht. Alle Inschriften und Reliefs von Grabbauten sowie Urnen wurden im Mauerwerk oder Mauerschutt spätantiker Häuser gefunden.²⁹ Die Grabmonumente am rechten Draufer in Faschendorf waren prominent angelegt worden, so dass sie von der Stadt Teurnia aus gut sichtbar waren. Zu diesen Denkmälern gehört auch der Grabtempel eines Bürgermeisters von Teurnia.³⁰ Nicht nur markante Plätze in der Landschaft, sondern auch die Drau als Wasserweg waren analog zu den Ausfallstraßen einer Stadt ein geeigneter Standort für ein Grabmonument.

Die spätantike Stadt

Die römische Stadt Teurnia wird in der Vita Severini als „Tiburnia metropolis Norici“ bezeichnet. Für die Funktion als Hauptstadt der Provinz Noricum unabdingbar war das Vorhandensein einer Befestigungsmauer (Abb. 1). Trotz gezielter Ausgrabungen an der Stadtmauer ließ sich der Errichtungszeitpunkt archäologisch noch nicht klären.³¹ Doch darf man Überlegungen anstellen, vor welchem historischen Hintergrund eine Verlagerung der Hauptstadtfunktion von Virunum nach Teurnia erfolgt sein kann.

Die Bedrohung Italiens durch die Westgoten und die Schlacht bei Pollentia im Jahre 402 zogen bedeutende Veränderungen und Sicherheitsmaßnahmen in Oberitalien nach sich. Kaiser Honorius verlegte seine Residenz und damit die Hauptstadt des Weströmischen Reiches von Mailand nach Ravenna. Dass die Provinz Binnennorikum für Italien als Flankendeckung von Bedeutung war, geht aus Honorius' Ablehnung der Forderung des Westgotenkönigs Alarichs im Jahr 409 hervor. Alarich hatte nämlich vorgeschlagen, Honorius solle ihm die Provinz Norikum überlassen, aus der ohnehin nicht mehr viel an

²⁹ F. GLASER, Die Skulpturen des Stadtgebietes von Teurnia. Corpus Signorum Imperii Romani Österreich II 6. Verlag Österr. Akademie d. Wissenschaften (Wien 1997).

³⁰ G. Kremer, Antike Grabbauten in Noricum. Katalog und Auswertung von Werkstücken als Beitrag zur Rekonstruktion und Typologie. Sonderschriften des Österreichischen Archäologischen Institutes 36, 2001, 99–105 Nr. 32.

³¹ F. GLASER, Die Ausgrabungen nördlich der Bischofskirche von Teurnia, Carinthia 182, 1992, 65 f. K. GOSTENČNIK, M. HUBER, Die Ausgrabungen im Bereich des westlichen Stadtores von Teurnia, Carinthia 182, 1992, 69–73.

Steuern zu gewinnen wäre.³² Ein Jahr später (410) ließ der Westgotenkönig nach der Eroberung Roms die Ewige Stadt drei Tage lang plündern.

Obwohl der Zeitpunkt (oder Zeitraum) nicht überliefert ist, zu dem die Hauptstadt-funktion von Virunum nach Teurnia verlegt wurde,³³ liegt es nahe, dass sich die Maß-nahmen des Kaisers Honorius nicht nur auf Mailand und Ravenna beschränkten, sondern noch viel mehr auch die gefährdete Provinz betroffen haben. Die Stadt Teurnia besaß durch ihre Lage auf einem Hügel einen natürlichen Schutz, der durch die Errichtung einer Befestigungsmauer verstärkt wurde, die wohl spätestens um diese Zeit entstand.³⁴

Die Stadt wurde zwar gegenüber den ca. 25 Hektar der römischen Kaiserzeit redu-ziert, besaß aber innerhalb der spätantiken Mauern weiterhin die ansehnliche Siedlungsfläche von 10,5 Hektar (Abb. 1).³⁵ Um diese mit einer Wehrmauer über-haupt einfassen zu können, wurde zur Materialgewinnung sogar die Terrassenmauer am Ostfuß des Holzerberges um zwei Meter abgetragen. Beobachtungen an der spätantiken Stadtvilla HA (mit einer Grundfläche von 340 Quadratmetern) im Ver-gleich zum Vorgängerbau ließen eine Neuaufteilung der Bauparzelle vermuten (Abb. 1, 9).³⁶ Nur Bodenradar auf den unbewaldeten Flächen könnte Aufschluss geben, ob diese Beobachtung auf weitere Stadtteile zutrifft. Die Ergebnisse des Protonenmag-netometers lassen keine Schlüsse zu, weil die Grundrisse zu wenig differenziert sind. Aus dieser Bodenprospektion ist jedoch ersichtlich, dass es im Zentrum des Hügels viele große Gebäude von 200 bis 400 Quadratmetern Grundfläche gab (Abb. 1). Offenbar spiegelt sich in dieser Art der Verbauung die Struktur des Verwaltungssitzes der Provinz, der im zentralen Bereich im Gegensatz zu den Wohnterrassen am Bergfuß keine dichte Verbauung aufweist. Die großen Gebäude lassen sich vielleicht mit der Elite der Provinz und der Stadt verbinden. Um ein offizielles Gebäude (Statt-haltersitz?) könnte es sich bei der enorm großen Anlage von ca. 1350 Quadratme-tern handeln, die nördlich des Röermuseums liegt (Abb. 1, 10).

Straßenverbindungen

³² ZOSIMUS 5, 50.

³³ F. GLASER, *Castra* und Höhensiedlungen in Kärnten und Nordtirol, in: V. Bierbrauer, H. Steuer (Hg.), *Höhensiedlungen zwischen Antike und Mittelalter*, Ergänzungsbande zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 58 (2008) 597–599.

³⁴ F. GLASER, Teurnia, in: M. Šašel Kos, P. Scherrer, *The Autonomous Towns of Noricum and Pannonia*, Noricum (Ljubljana 2002) 141f.

³⁵ Die befestigte Kuppe des Stadthügels von Genf umfasst in der gleichen Zeit etwa 5 Hektar.

³⁶ F. GLASER, Teurnia, in: M. Šašel Kos, P. Scherrer, *The Autonomous Towns of Noricum and Pannonia*, Noricum (Ljubljana 2002) 140.

War aber Teurnia im 4. Jh. wirklich so unbedeutend, dass nicht einmal eine Hauptstraßenverbindung bestand, wie St. Eichert und K. Winckler vermuten? Diese haben kürzlich aus dem Fehlen des entsprechenden Eintrags in der Tabula Peutingeriana abgeleitet, die Stadt wäre abseits der großen Verbindungsrouten gelegen gewesen.³⁷ Das Fehlen der Route hat jedoch eine andere Ursache. Westlich der Stadt Virunum hat der mittelalterliche Kopist der Tabula Peutingeriana offensichtlich Fehlstellen in der Vorlage vorgefunden. Die Strecke von Virunum (Zollfeld) nach Aquileia weist nur die Straßenstationen Saloca (Krumpendorf), Tasinemetum (Sternberg) und nach einem Abstand noch „Ad Silanos“ namentlich auf; eine Beschriftung der übrigen Stationen an der Straße nach Aquileia fehlte in der Vorlage. Die Stationen an der Strecke von Matucaium (Althofen) über Beliandrum (Feldkirchen) nach Immurium (Moosham im Lungau) sind dagegen eingetragen. Zwischen den beiden genannten „Verkehrslinien“ muss die Straße nach Teurnia, Aguntum und Sebatum liegen, doch fehlt diese in der mittelalterlichen Kopie ebenso wie einige Beschriftungen an der benachbarten Aquileienser Strecke. Auch die mit Meilensteinen gut belegte Verbindung zwischen Teurnia und Immurium ist in der Tabula Peutingeriana nicht enthalten. Für Teurnia war die Drau in Kaiserzeit und Spätantike ein überaus bedeutender Verbindungsweg, was u. a. durch einen Weihealtar der Maritimi in Teurnia bezeugt wird,³⁸ welche auch die Lastentransporte von Holz und Marmor aus Gummern vornahm.³⁹ Den Meilensteinfunden in Edling (Spittal/Drau) und Oberwollanig (Villach) zufolge verlief die Hauptstraße am linken Flussufer,⁴⁰ während die rechtsseitige Uferstraße die römischen Dörfer und die spätantike Höhengiedlung auf dem Duel bei Feistritz berührte.⁴¹

Belagerung der *metropolis Norici*

Nach der Niederlage (451) und dem Tod (453) Attilas sowie dem anschließenden Zerfall des Hunnenreiches versuchten die ehemaligen Verbündeten des Hunnenkönigs, sich wieder Siedlungsgebiete auf römischem Reichsboden zu sichern. Nun erweckte Binnennorikum das Interesse der Ostgoten, die im pannonischen Raum aufbrachen und die Provinzhauptstadt Teurnia im Jahr 467 belagerten. In der Vita S. Severini heißt es dazu, dass der Kampf

³⁷ ST. EICHERT, K. WINKLER, Von der metropolis Norici zum comitatus Lurniensis, Archäologie Österreichs 23/2, 2012, 36.

³⁸ F. GLASER, Die Erforschung der frühchristlichen Bischofskirche in Teurnia, Carinthia I 177, 1987, 64 f. Vgl. die Weihung des Schiffkapitäns (*trierarcha*) L. Iulius Maximus der *classis Flavia Pannonica* (CIL III 4025): M. ABRAMIĆ, Poetovio. Führer durch die Denkmäler der römischen Stadt (Wien 1925) 11.

³⁹ Für die freundlichen Erläuterungen danke ich Univ.-Prof. Dr. Herbert Graßl.

⁴⁰ F. GLASER, Teurnia. Römerstadt und Bischofssitz (Klagenfurt 1992) 20, 76, 147 f.

⁴¹ GLASER 2008, 631– 634. U. STEINKLAUBER, Fundmaterial spätantiker Höhengiedlungen in Steiermark und Kärnten. Frauenberg im Vergleich mit Hoischhügel und Duel, Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark 61 (Graz 2013) 33-53, 63 f.

zwischen den Stadtbewohnern und den Go-ten hin- und hergewogt wäre.⁴² Daraus ist zu erschließen, dass die neue Provinz-hauptstadt bereits mit einer Befestigungsmauer umgeben war. Der Rechtshistoriker K. H. Ziegler konnte zeigen, dass es sich bei den Sachleistungen an die Goten nicht um eine Lösegeldzahlung privater Personen an Marodeure, sondern um einen echten Kriegsvertrag handelte.⁴³ Außerdem wird aus dieser Untersuchung entgegen früheren Auffassungen klar, dass die Ostgoten aus Pannonien ganz gezielt gegen die Provinzhauptstadt zogen, um letztlich die gesamte binnennorische Provinz zu übernehmen. Die Abwehr der Ostgoten von der Provinz Norikum feierte daher Sido-nius Apollinaris in einem Panegyricus zum ersten Januar des Jahres 468.⁴⁴ Es handelt sich um das einzige historische Ereignis in Teurnia, das für Norikum und Rom von größter Bedeutung war.

Bischofssitz

Die kirchliche Organisation orientierte sich an der römischen Verwaltung, sodass die Bezirke der autonomen Städte auch den Bistumsgrenzen entsprechen. Daher könnte unter den allgemein angeführten norischen Bischöfen beim Konzil in Serdica (Sofia) im Jahr 342/43 auch jener aus Teurnia anwesend gewesen sein. In der Vita Severini werden der Bischof Paulinus (etwa zwischen 468 und 482) und bei den Synoden in Grado (zwischen 572 und 577 sowie 579) der Bischof Leonianus genannt.⁴⁵

Stefan Eichert und Kathrin Winckler postulierten neuerdings eine spätantike Nonnosus-Kirche als Vorgängerbau der Pfarrkirche St. Peter in Holz (Abb. 1), wobei sie den Visitationsbericht des Jahres 1622 anführen.⁴⁶ Paul Gleirscher zog hier ein Gotteshaus der arianischen Ostgoten und später der katholischen Franken in Betracht, während die Kirche des schismatischen Bischofs am westlichen Ausläufer des Stadthügels weiterhin bestanden habe

⁴² EUGIPPIUS, vita S. Severini 17,4, bezeichnet die Goten immer nur in abwertender Weise als Barbaren.

⁴³ K. H. ZIEGLER, Zwei römische Kriegsverträge in der Vita Sancti Severini, Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, romanistische Abteilung 110, 1993, 638 ff. Vgl. zur Altkleidersammlung in Teurnia: H. GRASSL, Die wirtschaftlichen Grundlagen für das Kunstschaffen in Noricum, in: Akten des 1. internationalen Kolloquiums über Probleme des Kunstschaffens. Mitteilungen der Archäologischen Gesellschaft Steiermark 2 (Graz 1991) 9.

⁴⁴ SIDONIUS APOLLINARIS, carmina 2, 377. Zutreffende Datierung der Gotenbelagerung im Jahr 467: E. POLASCHEK, Noricum, RE 17,1 (1936) 1013. Dagegen datieren R. EGGER 1916, 11, und H. WOLFRAM, Grenzen und Räume. Geschichte Österreichs vor seiner Entstehung. Österreichische Geschichte 378-907 (Wien 1995) 385 mit Anm. 97, die Gotenbelagerung erst in das Jahr 472.

⁴⁵ EUGIPPIUS, vita S. Severini 21,1. 25,1. Paulinus ist zeitlich zwischen der Gotenbelagerung von Teurnia 468 und dem Tod Severins 482 anzusetzen. R. Bratož, Severinus von Noricum und seine Zeit. Geschichtliche Anmerkungen, Denkschriften 165 der Österr. Akademie der Wissenschaften (Wien 1983) 25: Zeitangabe für Paulinus etwa 476. H. Wolff, Die Kontinuität der Kirchenorganisation in Rätien und Noricum bis an die Schwelle des 7. Jahrhunderts, in: E. Boshoff und H. Wolff, Das Christentum im bairischen Raum. Von den Anfängen bis in 11. Jahrhundert (Köln-Weimar-Wien 1994) 1–27.

⁴⁶ ST. EICHERT, K. WINCKLER, Von der metropolis Norici zum comitatus Lurniensis. Teurnia und sein Umfeld zwischen Spätantike und Hochmittelalter, Archäologie Österreichs 23 (2012) 38 mit Anm. 28. E. SAUSER, Nonnosus, in: Biographisches-Bibliographisches Lexikon 21 (Nordhausen 2003) 1068.

und erst später aufgegeben worden sein soll.⁴⁷ Demnach sieht Paul Gleirscher die Platz- und Kultkontinuität der heutigen Kirche St. Peter in Holz von der Spätantike bis heute, weil dort frühchristliche Schrankenplatten-fragmente in dritter Verwendung gefunden wurden und weil frühmittelalterliche Gräber indirekt eine Kirche des 9. Jh. belegen.⁴⁸ Für die Annahme einer im Jahr 533 geweihten Nonnosuskirche dient St. Eichert und K. Winckler ein mehr als 1000 Jahre jüngerer Visitationsbericht des Jahres 1615, der ein Nonnosusgrab in der Seitenkapelle erwähnt, als Beweis.⁴⁹

Damit hätten die von P. Gleirscher postulierten fränkischen Bischofssitze und ihre Kirchen 567 geendet. Damit wird eine Kontinuität aus dem 6. Jh. ins 9. Jh. schwer erklärbar, da die Kirchen der schismatischen Bischöfe wohl bis in die Zeit um das Jahr 610 bestanden, in dem die Slawen die Baiern bei Aguntum besiegten.⁵⁰ Die schismatischen Bischöfe unterzeichneten nämlich die Akten der oben genannten Synoden in Grado (572/77 und 579). Auch ist nicht voranzusetzen, dass Basiliken von schismatischen Bischöfen nicht fortbeständen; das Gegenteil belegen die der heiligen Eufemia geweihten Dome in Grado und Como. Eufemia von Chalkedon war die programmatische Heilige der Schismatiker.

In den Jahren 1925 und 1935 waren immerhin 45 Prozent der Fläche des Kirchenschiffes unter St. Peter in Holz freigelegt und keine Spuren einer Vorgängerkirche festgestellt worden.⁵¹ Aus diesem Grund und weiteren Überlegungen versuchte F. Glaser die Bischofskirche an einer Oberflächenformation im Waldgebiet des Holzer Berges zu lokalisieren und entdeckte einen Sakralbau mit zwei Bauperioden: eine erste einschiffige Apsidenkirche aus der Zeit um 400, die nach Brand um die Mitte des 6. Jh. zu einer Kirche mit Trikonchos und äußeren Hallen erweitert wurde (Abb. 1). Die Kirche wurde auf hundert römische Fuß (ca. 30 m) verlängert und nur der Altarraum repräsentativ erweitert. Maßgeblich für den alpinen Kirchenbau gegen über den bisherigen Rekonstruktionen war die Beobachtung, dass die Altarschrankenanlage (Pergola) auch eine Oberzone aus Säulchen und Architrav besaß.⁵² Damit hatten die Altarschrankenanlagen in ost- und weströmischen

⁴⁷ P. GLEIRSCHER, Der Drei-Kapitelstreit und seine baulichen Auswirkungen auf die Bischofskirchen im Patriarchat von Aquileia, *Der Schlern* 74/1 (2000) 9–18. P. GLEIRSCHER, Karantainen. Das slawische Kärnten (2000) 46 f.

⁴⁸ F. GLASER, Teurnia – civitas Tiburnia, in: O. Heinrich-Tamáška u. a. (Hg.), *Castellum, civitas, urbs. Zentren und Eliten im frühmittelalterlichen Ostmitteleuropa*. Festschrift Szöke (Budapest 2015) 18–20.

⁴⁹ K. AMON, Der heilige Nonnosus – Kultorte, Verehrung und Probleme. Ein kulturgeschichtlicher Überblick, in: *Der heilige Nonnosus von Molzbichl*, Klagenfurt 2001, 25.

⁵⁰ PAULUS DIACONUS, *hist. Lang.* 4, 39. H. WOLFRAM, *Grenzen und Räume. Geschichte Österreichs vor seiner Entstehung* (1995) 76.

⁵¹ H. DOLENZ, *Ausgrabungen in der Kirche von St. Peter in Holz (Teurnia)*, Carinthia I 161 (1971) 46f.

⁵² G. GRUBER, *Die Marmorausstattung frühchristlicher Kirchen im Ostalpenraum*, unpubl. Diss. Wien 1997, 7–26. 192–204.

Reich dieselbe Gestaltung.⁵³ Der kleeblattförmige Abschluss (Trikonchos) ist ein byzantinisches Element, das erstmals im alpinen Raum an einer Kirche nachzuweisen ist.⁵⁴ Zur repräsentativen Ausgestaltung gehörten auch Wandmalerei und bunte Glasfenster über der Klerusbank in der Mittelapsis.⁵⁵ Vielleicht war mit der gemalten Heiligen die heilige Eufemia gemeint (s. oben).

Nordöstlich der Bischofskirche konnte ein Xenodocheion (Hospitium) freigelegt werden (Abb. 1, 11), dessen Mauern mit Erdmörtel gebunden und das teils mit Holzböden und teils mit Kalkmörtelestrich ausgestattet war.⁵⁶ Die separat zugänglichen Räume geben den Zweck des Gebäudes an, an das westlich vermutlich ein Nutzgarten anschloss. Allen voran oblag dem Bischof, unterstützt von einem Diakon, die karitative Tätigkeit. Oft wurde die Zahl der Bedürftigen begrenzt, damit das zugehörige Stiftungsgut nicht zu rasch aufgebraucht wurde. In der Regel handelt es sich um private Stifter. Die Verwaltung lag aber fast immer in den Händen des Bischofs.

Die Kirche außerhalb der Stadtmauern (Abb. 1) von Teurnia wurde 1910 beim Wasserleitungsbau entdeckt und könnte aufgrund ihrer aufwändigen und repräsentativen Gestaltung sowie der Datierung um 500/510 mit der arianischen Bischofskirche während der Ostgotenzeit (493 – 536) zu verbinden sein.⁵⁷ Die Kirche von 30 m Länge, also 100 römischen Fuß, besitzt äußere Hallen und zwei Seitenkapellen für die Unterbringung von Reliquien. Durch die Nachgrabung kennen wir eine Reliquienkammer unter dem Altar des Kirchenschiffes. Der Stifter des Mosaiks, *vir spectabilis* ist offenbar der Dux von Norikum, d. h. der Militärkommandant der Provinz.⁵⁸ Die geophysikalischen Untersuchungen zeigen neben der Kirche außerhalb der Stadtmauern ein „Stadtviertel“ der römischen Kaiserzeit, das sich an einer schnurgeraden Straße orientiert (Abb. 1, 12).⁵⁹ Die Ausrichtung der Gebäude entspricht den Baufluchten eines älteren Hauses, das bei den Ausgrabungen unter der Kirche extra muros festgestellt wurde, vor dem die Straße endet. Es fällt im Besonderen auf, dass

⁵³ F. GLASER, Der frühchristliche Kirchenbau in der nordöstlichen Region (Kärnten / Osttirol), in: H. R. SENNHAUSER (Hg.), Frühe Kirchen im östlichen Alpengebiet. Von der Spätantike bis in die ottonische Zeit (München 2003) Bd. 2, 416f.

⁵⁴ Nur die Reliquienkapelle auf dem Col di Zuca (Invillino) und das Baptisterium in Concordia weisen einen Trikonchos auf.

⁵⁵ F. GLASER, Architektur und Kunst als Spiegel des frühen Christentums in Noricum, Mitteilungen zur Christlichen Archäologie 21, 2015 (im Druck).

⁵⁶ F. GLASER, Xenodocheion und Kloster in Noricum, in: Wohn- und Wirtschaftsbauten frühmittelalterlicher Klöster (1996) 47 ff.

⁵⁷ F. GLASER, *Castra* und Höhensiedlungen in Kärnten und Nordtirol, in: V. BIERBRAUER, H. STEUER (Hg.), Höhensiedlungen zwischen Antike und Mittelalter, Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 58 (2008) 602 [595 – 642].

⁵⁸ H. WOLFRAM, Grenzen und Räume. Geschichte Österreichs vor seiner Entstehung (Wien 1995) 62.

⁵⁹ Das „Stadtviertel“ kennen wir seit den geophysikalischen Messungen im Jahr 2013 und 2014 durch St. Groh und V. Lindinger.

östlich der Kirche ein Geviert von 80 x 80 m zu erkennen ist, in dem ein kleines Gebäude von 4 x 6 m steht (Abb. 1, 13). Wenn es sich um eine militärische Anlage, wie z. B. eine Straßenstation handelt, könnte sie auch in der Spätantike weitergenutzt worden sein. Träfe dies zu, könnte man einen Aspekt für die Platzwahl der Kirche gewinnen, in der ein hoher Offizier stiftete. Den Gesetzen des Kaisers Theodosius zufolge mussten arianische Kirchen außerhalb der Stadt liegen. In Aquileia wurden ostgotische Frauengräber an der Basilica di Monastero außerhalb der Stadtmauern gefunden.

In der spätantiken Stadtvilla HA mit 340 Quadratmetern wurden Säulenschäfte, Kapitelle und Fenstersäulchen bei den Ausgrabungen (1979 – 1984) gefunden (Abb. 1, 9).⁶⁰ Hier fand sich im Jahr 1913 oder 1914 vermutlich ein Säulchenkapitell mit Kreuz, Alpha und Omega.⁶¹ Auf dem Forum (Abb. 1, 4) kamen Bruchstücke von Säulenschäften zutage, die aufgrund ihres rohen Zapfens zur Anbringung an der Lehne einer Klerusbank geeignet sind. Schon R. Egger hat auch auf Säulchen aus einer frühchristlichen Kirche verwiesen. Dazu passt auch ein kleines Altarschrankenfragment, das am Ostrand des Forums gefunden wurde. Daraus dürfen wir eine weitere frühchristliche Kirche in diesem Stadtteil vermuten.⁶² Vielleicht sind auch eine Amphore aus Palästina und drei aus Gaza vom Ende des 6. Jahrhunderts in diesem Kontext zu sehen.⁶³ Der besondere Inhalt der Amphoren wurde mit der Verwendung als Messwein erklärt, womit der kostspielige Transport verständlich würde. In diesem Zusammenhang sei auf verschiedene Objekte aus dem Heiligen Land hingewiesen, die als Ersatzreliquien (Öl von den Lampen am Grab Christi, Erde, Baumwollkapseln usw.) verwendet wurden.

Friedhöfe

An der Westseite sind im Umfeld der Kirche extra muros mehr als 65 Gräber in antiken Ruinen freigelegt worden.⁶⁴ Von einem weiteren spätantiken Gräberfeld in den Ruinen der ostseitigen Wohnterrassen sind mehr als 120 Gräber bekannt.⁶⁵ Einige der Körperbestattungen befanden sich in Grabhäusern. Es ist daher zu fragen, ob sich nicht auch an der Ostseite des Stadthügels eine weitere Kirche befunden hat. Für einen Teil der oberen ostseitigen

⁶⁰ G. GRUBER, Die Marmorausstattung frühchristlicher Kirchen im Ostalpenraum, unpubl. Diss. Wien 1997, 286 f. Nr. D105 – D108. Taf. 86–88.

⁶¹ F. GLASER, Architektur und Kunst als Spiegel des frühen Christentums in Noricum, Mitteilungen zur Christlichen Archäologie 22, 2016 (im Druck).

⁶² F. GLASER, Architektur und Kunst als Spiegel des frühen Christentums in Noricum, Mitteilungen zur Christlichen Archäologie 22 (2016) (im Druck).

⁶³ Die Amphore aus Palästina und eine aus Gaza sind vollständig erhalten, weshalb sie offenbar an Ort und Stelle zerscherbt wurden.

⁶⁴ F. GLASER, CH. GUGL; Ausgrabungen westlich der frühchristlichen Kirche extra muros in Teurnia; Mitteilungen zur Christlichen Archäologie 2 (1996) 9–27.

⁶⁵ G. PICCOTTINI, Das spätantike Gräberfeld von Teurnia, St. Peter in Holz (Klagenfurt 1976).

Wohnterrasse geben Geophysik und Luftaufnahmen wegen der hohen Schuttschicht keine Auskunft. Bei der Verlegung eines Erdkabels auf dieser Terrasse unterhalb des Forums konnten in der Nähe des Strommastes mächtige Schuttschichten, aber keine der tiefer liegenden antiken Mauern beobachtet werden. Der Fund eines Skelettes vor dem nordwestlichen Stadtmauerabschnitt (Abb. 1, 14) könnte vielleicht auf ein weiteres Gräberfeld in diesem flacheren Teil des Hügels hinweisen.⁶⁶ Die doppelte Mauerführung an dieser Stelle könnte auch einen Zugang andeuten.

Ende der Stadt

Funde im westlichen Gräberfeld, darunter eine Gürtelschnalle, sowie Amphoren aus Gaza und Palästina legen ein Ende der städtischen Siedlung am Ende des 6. oder beginnenden 7. Jh. nahe. Dieses Bild spiegelt sich in der historischen Nachricht bei Paulus Diaconus, dass die Slawen die Baiern bei Aguntum im Jahr 610 besiegt hätten.⁶⁷

Frühmittelalterliche Gräber, königliche Eigenkirche und der Hof Liburna

Obwohl bei Ausgrabungen in der Pfarrkirche St. Peter in Holz bis heute keine Fundamente älterer Sakralbauten nachgewiesen sind, belegen Gräber des späten 9. und 10. Jahrhunderts indirekt eine frühmittelalterliche Kirche, zu der ein Friedhof gehörte. Gräber vor dem nördlichen Friedhofseingang konnten anlässlich des Kanalbaus im Jahre 2004 dokumentiert werden (Abb. 1: G).⁶⁸ Aus den Gräbern stammen zwei Scheibenfibeln mit Grubenemail: Eine zeigt einen Adler, die andere ein Kreuz mit breitem Randdekor.⁶⁹ Weiters kamen ein frühmittelalterlicher Kopfschmuckring mit Knöpfchenenden und zwei Eisenmesser ohne Grabzusammenhang zutage.

In der Urkunde von 891 erwähnt König Arnulf, dass sein Kaplan (capellanus) Waning die königliche Eigenkirche (capella) beim Hof Liburna zu Lehen gehabt hätte, bevor er sie an den Freisinger Bischof verschenkt habe.⁷⁰ Daher ist die königliche Eigenkirche (capella) älter als die Schenkung an Freising. Die 2004 entdeckten Gräber gehören dem Zeithorizont der

⁶⁶ F. v. Luschan, Über ein Skelett aus Teurnia, Zeitschrift für Ethnologie 46, Heft 2 u. 3, 1914.

⁶⁷ PAULUS DIACONUS, hist. Lang. 4, 39. H. WOLFRAM, Grenzen und Räume. Geschichte Österreichs vor seiner Entstehung (1995) 76.

⁶⁸ F. Glaser, Teurnia – civitas Tiburnia, in: O. Heinrich-Tamaska, H. Herold, P. Straub, T. Vida, „Castellum, civitas, urbs“. Zentren und Eliten im frühmittelalterlichen Ostmitteleuropa, Köthen 2015, 18 - 21.

⁶⁹ Vgl. ST. EICHERT, Die frühmittelalterlichen Grabfunde Kärntens. Die materielle Kultur Karantaniens anhand der Grabfunde vom Ende der Spätantike bis zum 11. Jahrhundert (Klagenfurt 2010) 263, Taf. 34 (Villach Judendorf Süd). P. PETRU / V. ŠRIBAR / V. STARE, Der Karantanisch-Köttlacher Kulturkreis. Frühmittelalterlicher Schmuck (Graz 1975) Übersichtstabelle M-T: Typ O

⁷⁰ Ausführlich bei: F. Glaser, Teurnia – civitas Tiburnia, in: O. Heinrich-Tamaska, H. Herold, P. Straub, T. Vida, „Castellum, civitas, urbs“. Zentren und Eliten im frühmittelalterlichen Ostmitteleuropa, Köthen 2015, 11 – 26.

Schenkung an. Ältere Bestattungen sind in gerin-gerer Entfernung von der einstigen königlichen Eigenkirche zu erwarten. Auch wenn wir nicht wissen, wie lange Waning die Capella als Lehen zu Eigen hatte, ist die An-nahme gerechtfertigt, dass sie bereits um 870 bestanden hat und vermutlich auch bereits dem heiligen Petrus geweiht war. In der Zeit um 870 versuchte der Autor der *Conversio* die Ansprüche Salzburgs hervorzuheben, erwähnte aber das Patrozinium des heiligen Petrus nicht, sondern begnügte sich mit der Angabe „in Liburnia civitate“.⁷¹

Die handlichen Steine der römischen Ruinen der einstigen Stadt und der Marmor für die Kalkgewinnung waren ein enormes Kapital für den Hof Liburna (sic!), weshalb dieser bei den Ruinen zu lokalisieren ist. In diese Überlegungen können zumindest vorläufig die ersten Ergebnisse der geophysikalischen Prospektion (Abb. 1) einbezo-gen werden. Vielleicht kommt ein Gebäude mit 500 Quadratmetern Grundfläche öst-lich des Römermuseums, das über einem älteren mit divergierenden Mauerfluchten liegt, für unsere Fragestellung in Betracht. Unmittelbar nordöstlich des Römermuse-ums (Abb. 1, 15), kamen drei byzantinische Schüsselmünzen des 12. und frühen 13. Jahrhunderts zutage.⁷² Zahlreiche Münzfunde dieser Zeit in Ungarn belegen einen blühenden Handel mit Byzanz.⁷³ Dieser singuläre Fund auf einem bis vor einem Jahrzehnt beackerten Feld könnte auf einen einstigen Hof, vielleicht am Ort des früheren Königshofes Liburna hinweisen. Nur Ausgrabungen können zur Klärung beitragen; doch bieten die Ergebnisse der geophysikalischen Prospektion zumindest einen ersten Hinweis, wo archäologische Grabungen überhaupt ansetzen können. Urkundliche und archäologische Quellen zeigen, welch große Bedeutung St. Peter in Holz in der Frühgeschichte Österreichs zukommt und dass es bis in die Zeit um 870 zurückreicht. Da Hinweise auf die Stiftung einer Kirche mit Marmorausstattung durch einen slawischen Adligen der Zeit zwischen 772 und 828 fehlen,⁷⁴ ist schon in dieser Zeit mit einem Herzogs-

71 M. HUBER, M. Huber, Tiburnia – Liburnia – Lurn: Philologische Betrachtungen zu einem alten Namensproblem, in: O. Heinrich-Tamaska, H. Herold, P. Straub, T. Vida, *Castellum, civitas, urbs*“. Zentren und Eliten im frühmittelalterlichen Ostmitteleuropa, Köthen 2015, 27 – 33. F. LOŠEK, *Die Conversio Bagoariorum et Carantanorum* und der Brief des Erzbischofs Theotmar von Salzburg, (Hannover 1997). H. WOLFRAM, *conversio Bagoariorum et Carantanorum. Das Weisbuch der Salzburger Kirche über die erfolgreiche Mission in Karantanien und Pannonien*, 2. gründlich überarbeitete Aufl., Laibach 2012, 26 f.

⁷² Kaiser Manuel I. (1152-1160) und lateinisches Kaiserreich um 1220: PH. GRIERSON, *Byzantine Coins* (Berkely, Los Angeles 1082) Nr. 1101, 1242, 1247. Die Münzen wurden von Herrn U. Neumann dem Römermuseum Teurnia geschenkt.

⁷³ A. FIALA, Kontakt der Slowakei mit Byzanz im früheren Mittelalter im Lichte der Münzfunde, in: *Mitteldonauegebiet und Südosteuropa im frühen Mittelalter. Studia archaeologica et mediaevalia* 1 (1995) 52.

⁷⁴ K. KARPf, Frühmittelalterliche Flechtwerksteine in Karantanien. Marmorne Kirchengausstattung aus tassilonisch-karolingischer Zeit (Innsbruck 2001) 57–67.

und später einem Königsgut in St. Peter in Holz zu rechnen,⁷⁵ Dagegen fehlen bisher materielle Belege für die Missionsphase zwischen 759/ 65 und 772.

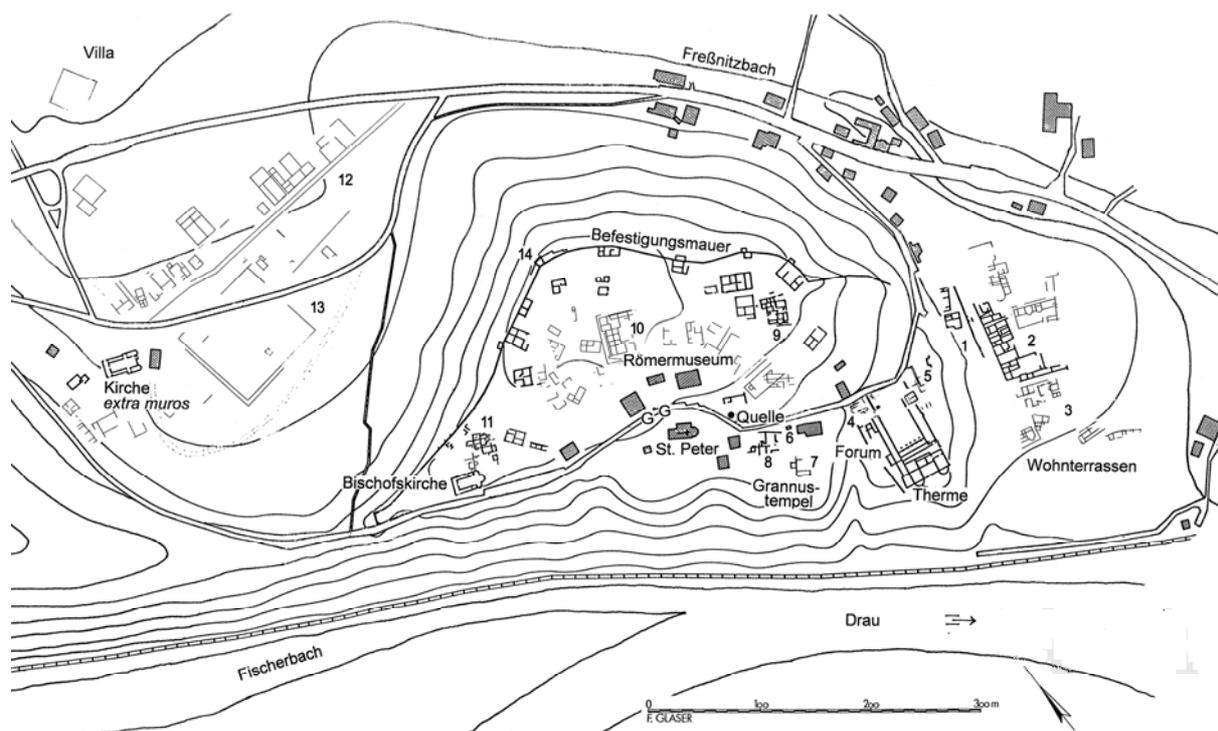


Abb. 1: Lageplan der römischen Stadt Teurnia aufgrund von Ausgrabungen und geophysikalischen Untersuchungen (F. Glaser). Dicke Linien geben ausgegrabene antike Gebäude an, dünne Linien hingegen Gebäude, die in Luftaufnahmen oder in der geophysikalischen Prospektion zu erschließen sind.

⁷⁵ F. GLASER, Teurnia – civitas Tiburnia, in: O. Heinrich-Tamaska, H. Herold, P. Straub, T. Vida, „Castellum, civitas, urbs“. Zentren und Eliten im frühmittelalterlichen Ostmitteleuropa, Köthen 2015, 24.

Zeichnen für Kaiser Maximilian I. – Das Gebetbuch Kaiser Maximilians I.

Heidrun Lange

Über das Gebetbuch Kaiser Maximilians I. ist bei diesem Symposium schon mehrfach gesprochen worden.¹ Dies liegt nicht zuletzt daran, dass es schon 1899 von Karl Giehlow mit dem im 16. Jahrhundert in Millstatt ansässigen St. Georgs-Ritterorden in Verbindung gebracht wurde, welcher 1469 auf Drängen von Maximilians Vater, Kaiser Friedrich III. von Papst Paul II. gegründet und nach Friedrichs Tod von Maximilian energisch gefördert worden war.² Doch der eigentliche Grund, weshalb sich die Forschung so um dieses Buch bemüht, ist seine Ausgestaltung: Ein fragmentarisch erhaltenes Exemplar wurde durch die besten Grafiker ihrer Zeit im Reich illustriert, Albrecht Altdorfer, Jörg Breu, Hans Burgkmair d.Ä., Hans Baldung Grien – ein Schüler Dürers –, Lukas Cranach und Albrecht Dürer selbst. Diese Zeichnungen sollen im Folgenden im Vordergrund stehen.

Obwohl die nachträgliche Benennung als "Gebetbuch Kaiser Maximilians I." suggeriert, dass es sich um ein eigens für den Kaiser hergestelltes Einzelstück handle, bezeichnet es tatsächlich einen Druck, der – ohne die Zeichnungen – in mehreren Exemplaren in zwei Ausgaben erhalten ist. Diese unterscheiden sich inhaltlich wie auch äußerlich. Die kleineren, aber im Inhalt umfangreicheren Drucke im Quartformat, etwa heutiges A5 Format, sollten dem St. Georgs-Ritterorden als Reisebreviere dienen und waren von der Offizin Otmar in Augsburg um 1515 gedruckt worden. Die im Kolophon mit dem Jahreswechsel 1513-14 datierten und von Hans Schönsperger ebenfalls in Augsburg gedruckten "Prachtexemplare" im Folioformat, etwa heutiges A4 Format, denen das mit Zeichnungen illustrierte Exemplar zugehört, waren wohl für das Chorgebet des Ordens in seinen Niederlassungen gedacht.³ Exemplare von beiden Ausgaben haben sich sowohl auf Pergament als auch auf Papier gedruckt erhalten und bei allen heute bekannten Exemplaren handelt es sich offenbar um Probedrucke. Denn nur ein Exemplar auf Papier ist in seinem Satz vollständig – doch da es auf Papier gedruckt ist und Druckfehler enthält, die in anderen Exemplaren bereits korrigiert sind, handelt es sich ebenfalls um einen Probedruck. Zahlreiche Quellen wie auch die Drucke selbst verweisen auf Maximilian als Auftraggeber der Gebetbücher. So enthalten die Prachtdrucke eine extra für ihn entwickelte Schriftform, die sogenannte "Gebetbuch-Type". Da der Drucker Hans Schönsperger

1

Lange, Heidrun: Das Neue Gebetbuch Kaiser Maximilians I. und der St. Georgs-Ritterorden - neue Erkenntnisse der Forschung. In: Franz Nikolasch (Hg.): Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten. Kärnten 2013. S. 35-45. Die nun folgenden Erkenntnisse sind Teil meiner Dissertation an der Universität Augsburg. Die hier vorgestellten Ergebnisse werden daher unter Verweis auf die baldige Publikation der Dissertation verkürzt dargestellt.

2

Hierzu zuletzt: Tomaschek, Johann: Kaiser Friedrich III. und der Sankt-Georgs-Ritterorden. Fakten und Fiktionen. In: Franz Nikolasch (Hrg.) Symposium der Geschichte von Millstatt und Kärnten 2011. S. 1-32.

3

Vgl. Lange 2013.

bei seiner Ernennung zum Hofdrucker Maximilians im Jahr 1508 garantieren musste, dass

" als Er ain Jede geschriff ab kunterfetten und aine derselben gleichmachen kann, Solle Er dieselb Schrift allein unns oder wem wir solhs further vergonnen auf unsern bevelch und verwilligung machen und gebrauchen, dieselb kunst auch nimandt dan unser selbst person berueren noch underweisen sonder die bis in seinen tod verschweigen“⁴

Die im Gebetbuch verwendete Schrift durfte also nur für Maximilians Aufträge verwendet werden. Doch auch in Maximilians Notizbüchern, den sogenannten Gedenkbüchern, und in Briefen des Augsburger Humanisten Konrad Peutinger an den Kaiser wird des öfteren ein "gepetbüchl"

⁵erwähnt. Auffallend ist die Übereinstimmung der Texte im Gebetbuch mit den Motivbestimmungen des Hauses Habsburgs für den St. Georgs-Ritterorden, wie ich 2013 zu zeigen versuchte. Ziemlich

genau diese Gebete hatte der Orden im Gegenzug üppiger Pfründeverschreibungen abzuleisten⁶. So enthält das Gebetbuch einen Teil mit Gebeten für verschiedene Heilige oder die in bestimmten Situationen zu beten sind, beispielsweise im Krieg. Der größte Teil des Gebetbuches ist ein Marienoffizium. Offizien bezeichnen Gebetszyklen, welche den Tag in Horen, also Stunden wie Laudes, Prim und viele weitere einteilen und im Fall des Marienoffiziums der Gottesmutter gewidmet ist. Den Stiftungsvorgaben entsprechend, variieren die Texte im Kirchenjahr und berücksichtigen auch das Andenken an die Verstorbenen. Außerdem findet sich im Gebetbuch ein Kreuzoffizium, welches nur an einem Tag im Jahr zu beten war. Schon in den Statuten des Ordens war festgehalten worden, dass seine wichtigste Funktion die Fürbitte für das Haus Habsburg sein sollte. Hierfür waren die Priesterbrüder des 1469 durch eine päpstliche Bulle gegründete Ordens verantwortlich. Die Funktion der ebenfalls zum Orden gehörenden Ritterbrüder ist bisher nicht untersucht, dürfte sich aber wohl eher auf administrative Aufgaben erstreckt haben.

Interessanterweise kombinierte Maximilian hier die Gebete, welche der Orden für das Seelenheil des Hauses Habsburgs beten sollte, mit den Bestimmungen, welche der Orden zu Gunsten einer ihm seelsorgerisch untergeordneten St. Georgs-Bruderschaft zu beten hatte. Diese Bruderschaft war dem St. Georgs-Ritterorden 1493 als schlagkräftige Truppe finanziell und in seelsorgerischen Fragen

⁴

Wien, Allgemeines Verwaltungsarchiv- Finanz- und Hofkammerarchiv, Gedenkbücher, Österreichische Reihe, Nr. 10, Band 16, fol. 252v und 253r.

⁵

Hierzu ist bis heute die Arbeit von Karl Giehlow grundlegend. Siehe: Giehlow, Karl: Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Gebetbuches Kaisers Maximilian I. In: Jahrbuch der Kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses (Band 20). Prag, Wien, Leipzig 1899. S. 30-112.

⁶

Eine umfassende Aufstellung zu den Gütern des St. Georgs-Ritterorden gibt es bisher noch nicht. Der Umfang der Stiftungen lässt sich aber schon durch Latzkes Angaben erahnen. Siehe Latzke, Walther: Die Klosterarchive. In: Inventare österreichischer staatlicher Archive. V. Inventare des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs. 6. Gesamtinventar des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs. Dritter Band des Gesamtinventars. Wien 1938. S. 583f.

unterstellt, unterstand aber als militärische Einheit dem Befehl Maximilians und seiner Heerführer . Als Gegenleistung für den freiwilligen Dienst sah Maximilian vor, dass die Sünden der Bruderschaftsmitglieder durch das Gebet des Ordens abgegolten werden sollten. Während beispielsweise die Verpflichtung zum Gebet eines Marienoffiziums von Maximilians Vater angeordnet worden war, gab Maximilian Gebete wie das Kreuzoffizium zu Gunsten der von ihm gegründeten Bruderschaft vor. Offenbar wollte er mit dem Druck des Gebetbuches regulieren, wie und was genau der Orden zu beten hatte, um etwaige Missverständnisse auszumerzen. Die Gebetshandlungen des Ordens waren für Maximilian von zentraler Bedeutung: schließlich sollten die Priesterbrüder des Ordens seine Grabandacht vollziehen und damit nicht nur sein Seelenheil gewährleisten, sondern auch seinem „Gedächtnis“, der Memoria dienen. Eben diese Memoria ist das verbindende Element aller Projekte Maximilians: gleich, ob es sich um die etwa 9 qm große gedruckte „Ehrenpforte“, einen Holzschnitt-„Triumphzug“ von mehr als 100 geplanten Metern oder um die fiktiven Autobiografien wie den „Theuerdank“ handelt, immer steht Maximilians Sorge um sein ehrendes Andenken im Vordergrund .⁸ Penibel achtete er darauf, dass seine militärischen Erfolge, sein universales Wissen und seine Gelehrsamkeit gemeinsam mit seiner weltumfassenden Macht nicht vergessen würden. Und eben diese Sorge führte wohl auch zur Gestaltung des Gebetbuches.

Wie bereits gesagt, handelt es sich bei dem mit Federzeichnungen illustrierten Exemplar um ein Fragment. Es wurde zu einem unbekanntem Zeitpunkt zerteilt. Ein Teil mit 64 Folien befindet sich heute in München, einer mit 56 Folien in der früheren Reichsstadt Besançon. Der dritte Teil mit 40 Folien ist heute verschollen. Direkt nach dem Druck, üblicherweise noch in der Druckerei, wurden die Textblöcke mit Hilfe einer Ziehfeder mit roten Linien umrissen, der sogenannten Reglierung. Diese eigentlich nur für Handschriften nötigen Linien, an denen sich der Schreiber orientierte, waren zwar nach 1500 im liturgischen Druck weit verbreitet , hatten jedoch nur noch ästhetische Funktion.⁹

Zur Illustration freigegeben war offenbar der Außenrand der Blätter. Die losen Bögen wurden offenbar über Konrad Peutinger in Augsburg an die Künstler verteilt. Dies lässt ein Briefkonzept des kaiserlichen Ratgebers annehmen. Das nur fragmentarisch überlieferte Schreiben lautete:

„[...]guter frund, ich schick Euch. ei trittern. An dem Ersten sol unden ain

7

Zur Bruderschaft zuletzt Wiesflecker-Friedhuber, Inge: Maximilian und der St. Georgs-Ritterorden. Zur Frage seiner Ordenszugehörigkeit. In: Ebner, Herwig, Höflechner, Walter, Pickl, Othmar u.a. (Hg.): Forschungen zur Landes- und Kichengeschichte. Festschrift Helmut J. Mezler-Andelberg zum 65. Geburtstag. Graz 1988. S. 543-554, S. 543f.

8

Vgl. Müller, Jan-Dirk: Gedechtnus. Literatur und Hofgesellschaft um Maximilian I. München 1982.

9

Buck, Stephanie: Positionen deutscher Zeichenkunst im Gebetbuch Maximilian I. In: Aspekte deutscher Zeichenkunst. (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte, Band 16). Herausgegeben von Iris Lauterbach und Margaret Stufmann. München 2006. S. 72-84, S. 79.

bedewtung altigkeit artlicher weise ge zu anfang desselben gebets romisch art, der mein herr mein guter frund Dyrer gut. (Hier folgt ein leerer Zwischenraum; wahrscheinlich war mit obigem der Brief geschlossen und es kam die Nachschrift:) 29 plat, der anderen zu dem gepedt sant obgemelter art, und ain sandt Jorgen in vollem Curriser mit dem trachen. (Das Uebrige ist abgerissen.)“¹⁰

Wir wissen leider nicht genau, wie viel Text verloren ging, wodurch die Aussagekraft des Frag-

mentes begrenzt ist ¹¹. Doch wird deutlich, dass Peutinger Anweisungen von Maximilian (*mein herr*) an Künstler weitergab. Die Nennung eines Gebetes an die Heilige Dreifaltigkeit, ein Marienoffizium römischer Art, Gebete an den heiligen Georg decken sich mit dem Inhalt des Gebetbuches.

Daher ist anzunehmen, dass es sich bei den Tritten, einem alten Ausdruck für Ternien ¹², um Lagen des Gebetbuches handelt. Leider ist nicht zu ermitteln, an wen sich der Brief wandte. Ebenso ist unklar, welchen genauen Inhalt die Anweisungen hatten, die Peutinger weiterleitete. Weitere Quellen zur Ausgestaltung des Gebetbuches sind nicht bekannt. Allerdings lassen sich im Gebetbuch verschiedene Elemente feststellen, die sich bei mehreren Zeichnern im Buch gleichermaßen finden und somit auf Anweisungen rückschließen lassen. Mehrere Künstler gestalten die Seite

auffallend ähnlich. Sie illustrierten fast immer Seiten, welche eine doppelzeilige Initiale enthalten ¹³. Dadurch lässt sich der Umfang des Projektes erahnen: wäre es fertig gestellt worden, hätten die Künstler 164 Zeichnungen anfertigen müssen. Auch fallen Ähnlichkeiten in der Gestaltung ins Auge, welche sich in einem Großteil des Buches finden lassen (Abb. 1): Die Seite wird umgeben von Ranken, Arabesken, Figurengruppen und kleineren Szenen. Große Figuren im breiten Seitenrand sind oft auf Sockel gestellt und erinnern dadurch an Statuen im Eingangsbereich größerer gotischer Kirchen, den sogenannten Gewändefiguren. Ebenfalls fällt auf, dass die meisten Blätter durch Parallelschraffuren gestaltet sind, während die damals in der Zeichnung üblichere Kreuzschraffur

¹⁰

Herberger, Theodor: Conrad Peutinger in seinem Verhältnisse zum Kaiser Maximilian I. Augsburg 1851, S. 27, Anmerkung 84.

¹¹

Kritisch zur Interpretation dieser Quelle äußert sich Strickland, Dianne Claire: Maximilian als Patron: The "Prayerbook". Diss. Ann Arbor 1980, S. 65f. Ihr folgt Zäh, Helmut: Konrad Peutingers Exemplar des Gebetbuchs Kaiser Maximilians (Bibliotheca Apostolica Vaticana, Ottob. Lat. 577). In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. (Band 126, Heft 2). Herausgegeben von Ulrike Demske, Klaus Grubmüller, Jan-Dirk Müller u.a.. Berlin 2004. S. 293-316, S. 297.

¹²

Giehlow 1899, S. 72.

¹³

Reissinger, Karlheinz: Studien zu Albrecht Dürers Randzeichnungen im Gebetbuch. Würzburg 1938, S. 4.

kaum zum Einsatz kommt¹⁴. Also waren offenbar für die Seiten, welche Zeichnungen bekommen sollten, die Zeichentechnik und das Layout vorgegeben.

Insgesamt stellte das Projekt eine besondere Herausforderung an die Künstler dar: Nicht nur, dass sie 164 Seiten illustrieren sollten, der Großteil des Gebetbuches enthält mit den beiden Offizien Texte, für die es kaum traditionell übliche Darstellungen gab. Üblicherweise wurden Offizien nur am Anfang jeder Stunde mit einer ganzseitigen Darstellung illustriert. Doch im Gebetbuch ist lediglich am Anfang des Marienoffiziums auf die klassische Illustration eines Stundengebetes zurückge-

griffen worden, wenn auch in Form einer Randillustration¹⁵. Aber auch andere aus der Buchgestaltung bekannte Illustrationsmethoden finden sich im Gebetbuch. Ein Ansatz war offenbar, sich an der Rubrik – der Überschrift - eines Gebetes zu orientieren, was vor allem den ersten Teil des Gebetbuches mit Gebeten zu Heiligen oder Gebeten in bestimmten Situationen betrifft. Auf diese Rubriken beziehen sich teils wortgetreu, teils parodistisch die Zeichnungen, welche durchwegs

Dürer zuzuschreiben sind¹⁶. So findet sich neben einem Gebet zum heiligen Maximilian eine Darstellung dieses Heiligen. Bei einem Gebet, welches im Angesicht des Todes gesprochen werden soll, sind hingegen der Tod und ein Landsknecht zu sehen. Ebenfalls einer ikonographischen Tradition folgen die sogenannten Autorenportraits. Hierbei wird neben ein Gebet der belegte oder auch mutmaßliche Autor gezeichnet. Beispielsweise König David, der als Schöpfer der Psalmen gilt. Oder auch der heilige Augustinus neben einem ihm zugeschrieben Gebet. Ein Teil der Gebetbuchillustrationen entspricht also den um 1500 üblichen Illustrationsmethoden. Doch warum betrifft dies nicht alle Blätter? Dies liegt wohl am Umfang des Buches, aber vor allem an den Texten selbst. Konnte sich Dürer noch an den Rubriken orientieren, so sind innerhalb der Offizien die meisten Blätter mit "Psalmus" "Hymnus" "Oratio" überschrieben. Da "Psalm" und "Hymne" Synonyme des Begriffs "Lied" sind, werden mehrere Seiten mit Instrumenten, Musikanten oder auch Tänzern begleitet. Doch fällt schnell auf, dass die Künstler Wiederholungen gemieden haben. Einzig das Motiv des Gekreuzigten sowie die Darstellung Mariens findet sich mehrmals im Gebetbuch. Um die Vielzahl der Seiten illustrieren zu können – nach einer Rubrik folgt immer eine doppelzeilige Initialen –, mussten die Künstler neue Wege beschreiten, und so hatten sie allein im Marienoffizium 99 Seiten zu gestalten, ohne auf ‚sprechende‘ Überschriften zurückgreifen zu können. Doch wie setzten die Künstler dann die ihnen gestellte Aufgabe um? Die Betrachtung der Zeichnungen zeigt schnell, dass es offenbar verschiedene Inspirationswege der Künstler gab, um die herkulische Auf-

14

Buck 2006, S. 76.

15

Panofsky, Erwin: Das Leben und die Kunst Albrecht Dürers. München 1977, S. 250.

16

Thausing, Moritz: Albrecht Dürer. Geschichte seines Lebens und seiner Kunst. Leipzig 1884, S. 129.

gabe bewältigen zu können, ohne einzelne Motive zu oft zu wiederholen. Eine Methode, die von mehreren Künstlern angewandt wurde, greift statt der Rubrik ein beliebiges Wort oder einen Vers des Textes auf und stellt dies dar. So bei der Illustration der Komplet (Abb. 2), in der ein alter Mann ein kleines Kind badet; im Hintergrund bereitet ein Engel die Wiege vor. Schon Bushart hat auf den Zusammenhang mit dem Text hingewiesen. Dort heißt es: wie Joseph mit dem Leichnam Jesu tat. Hier kam es offensichtlich zu einer Übertragung der Josephfiguren des Neuen Testaments: während der Text Joseph von Arimathia meint, der Jesu Salbung und Grab stiftete, ist im Bild Joseph der Tischler gezeigt, der das kleine Jesuskind wäscht¹⁷.

Diese Doppeldeutigkeit ist offenbar typologisch inspiriert. Typologie bezeichnet ein Verständnis, dem zufolge sich schon im Alten Testament Verweise auf das Wirken Jesu finden, welche im Neuen Testament durch Christus erfüllt werden. Zum Beispiel wird Jonas, der nach drei Tagen vom Fisch ausgespien wird, mit der Auferstehung Christi verbunden. Dies scheint mir hier abgewandelt auch der Fall zu sein: sehr geschickt verweist das Waschen und Betten des Jesuskindes auf die spätere Waschung und Grablegung des Leichnams Jesu. Ähnliches ist bei der Darstellung des Schweiß-¹⁸tuches der Veronika neben den Worten "*Testimonia tua*" (Abb. 3) zu beobachten. Denn der Überlieferung nach zeigt das Schweißtuch der Veronika das wahre Angesicht Christi und legt damit von Jesus handgreiflich Zeugnis ab. Etwas komplizierter ist eine Zeichnung Altdorfers (Abb. 4), die seitlich zwei Hunde zeigt, einer davon trägt eine Hand in der Schnauze. Dies dürfte auf den Anfang von Psalm 22 bezogen sein¹⁹: "*Denn die Hunde umringen mich, [eine Rotte von Übeltätern schließt mich ein;] sie haben meine Hände und Füße durchgraben*".

Doch offenbar gab es auch Inspirationen durch historische Ereignisse, wie eine Schlachtendarstellung zeigt (Abb. 5). Man sieht hier zwei gegeneinander kämpfende Gruppen; über einer schwebt ein Engel und verweist wohl auf den göttlichen Beistand, dessen sich diese Krieger gewiss sein können. Erst auf den zweiten Blick fällt auf, dass einer der Krieger mit einer Pfauenfeder geschmückt ist: ein Zeichen des Hauses Habsburg. Da es sich um Fußvolk handelt, dürfte die Szene auf die Schlacht von Guinegate 1479 anspielen: Als die Schlacht schon verloren schien, ging Maximilian selbst in die erste Reihe und kämpfte mit dem Langspieß gegen die französischen Ritter und die Schlacht wurde doch noch gewonnen²⁰. Nicht nur, dass diese Schlacht ein persönlicher

¹⁷

Bushart, Magdalena: Sehen und Erkennen. Albrecht Altdorfers religiöse Bilder. (Kunstwissenschaftliche Studien, Band 117) München, Berlin 2004, S. 189.

¹⁸

Sieveking, Hinrich (Hg.): Das Gebetbuch Kaiser Maximilians: Der Münchner Teil mit den Randzeichnungen von Albrecht Dürer und Lucas Cranach d. Ae. München 1987.S. 27f.

¹⁹

Bushart 2004, S. 180.

²⁰

Dörnhöffer, Friedrich: Ein Cyklus von Federzeichnungen mit Darstellungen von Kriegen und Jagden Maximilians I.

Triumph Maximilians war, sie gilt auch als wichtiger Meilenstein im Wandel der Kriegsführung hin zu den Söldnerheeren der Landsknechte, welche sich nun als kämpfende Einheiten etabliert hatten²¹. Dem entsprechend verwundert es nicht, dass auf mehreren Seiten des Gebetbuches Landsknechte oder bewaffnete Fußsoldaten zu finden sind. Andere Illustrationen scheinen rein dekorativ zu sein und kombinieren Renaissancemotive mit von Tieren oder Vögeln bevölkertem Rankenwerk. Damit vermischten die Künstler zwei Traditionen der Buchillustration.: italienische Ornamentik²² mit dem belebten Rankenwerk der flämisch-burgundischen Buchmalerei²³. Gerade in der burgundischen und flämischen Buchmalerei war es üblich, liturgischen Texten Tiere und kleine profane Szenen beizugeben, die für uns heute nur schwer mit kirchlichen Texten in Verbindung gebracht werden können. Es darf also nicht verwundern, wenn wir im Gebetbuch vieles finden, was uns für Psalmen und Gebete unziemlich scheint. Dennoch finden sich, abgesehen von der "verkehrten Welt", in der Fuchse mit Flöten Hennen anlocken, auch Bilder, die keinen Sinn zu ergeben scheinen, wie eine Marktfrau, die einen Schwan auf dem Kopf trägt (Abb. 6). Bereits Giehlow verwies auf die ‚Hieroglyphica‘ des Horapollon, in welchen solch eigenwillige Kombinationen üblich sind²⁴. Diese antike Schrift war erst 1419 entdeckt und 1505 veröffentlicht worden. Darin werden Hieroglyphen und Hieroglyphen ähnliche Motive teils phantastisch ausgedeutet. 1512 ließ Maximilian diesen Text durch den Nürnberger Humanisten Willibald Pirckheimer aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzen und beauftragte Albrecht Dürer mit der Illustration. Von diesem Auftrag hat sich leider nur ein Fragment erhalten, doch gibt es eine Darstellung Maximilians als Kaiser, umgeben von Symboldarstellungen der Hieroglyphica, im Mittelturm von Maximilians Ehrenpforte. Es ist also durchaus anzunehmen, dass auch die Hieroglyphica von den Künstlern zur Inspiration genutzt wurden. Dennoch lassen sich damit nur wenige Zeichnungen zufriedenstellend ausdeuten und wirklich erklären. Die Frau mit dem Schwan auf dem Kopf beispielsweise wird nicht in den Hieroglyphica genannt und wirkt wie nach dem ‚Rezept‘ ihrer ‚Hieroglyphen‘ frei erfunden;

In: Jahrbuch der Kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses (Band 18). Graz 1897. S. 1-55, S. 41.

²¹ Hierzu: Kurzmann, Gerhard: Kaiser Maximilian I. und das Kriegswesen der österreichischen Länder und des Reiches. (Militärgeschichtliche Dissertationen österreichischer Universitäten Band 5) Wien 1985.

²² Vgl. Giehlow 1907, S.3, Hetzer, Theodor: Über Dürers Randzeichnungen im Gebetbuch Kaiser Maximilians. In: Theodor Hetzer: Aufsätze und Vorträge. Herausgegeben von Gertrude Berthold. Leipzig 1957. S. 47-74., S.64 und Strickland 1980, S. 71.

²³ Reissinger, Karlheinz: Studien zu Albrecht Dürers Randzeichnungen im Gebetbuch. Würzburg 1938, S. 3; Brinkmann, Bodo: 'Marginalia' on Dürer. Netherlandish sources for his illustrations in the Prayerbook of Emperor Maximilian. In: *Middeleeuwse handschriftenkunde in de Nederlanden* (Verslag van de Groningse Codicologendagen, 28-29 April 1988). Herausgegeben von Jos. M.M. Hermans. Grave 1989. S. 183-200, S. 187f.

²⁴ Hierzu Giehlow, Karl (Hg.): Kaiser Maximilians I. Gebetbuch. Mit Zeichnungen von Albrecht Dürer und anderen Künstlern. Wien 1907, S 3f.

somit um eine humanistische, geheimnistuerische Spielerei, die zwar auf die Hieroglyphica anspielt, sie aber nicht zitiert. Gut denkbar, dass sich solche Phantasiefiguren mehrfach im Gebetbuch finden lassen, die bewusst mit der Interpretationsfreude des Betrachters spielen. Schließlich ist ein Großteil der Zeichnungen bis heute nicht zufriedenstellend entschlüsselt, obwohl die kunsthistorische

Forschung nun seit 1885²⁵ zahlreiche Ansätze ausprobiert hat. Doch nur zu oft ist eine Verbindung zum Text nicht nachvollziehbar. Vielleicht wurden aber auch textliche Vorbilder außerhalb des Gebetbuches für die Darstellungen verwendet und sind noch nicht damit in Verbindung gebracht worden.

Wie eingangs erwähnt, wurden die Zeichnungen von mindestens sechs verschiedenen Künstlern angefertigt. Nur vereinzelt haben sie ihre Zeichnungen mit ihrem Monogramm signiert. Solche Monogramme finden sich von Hans Burgkmair, Albrecht Dürer, Hans Baldung Grien und Lukas Cranach. Ansonsten beruht die Zuschreibung der Zeichnungen, darunter sämtlicher Illustrationen Albrecht Altdorfers und Jörg Breus, auf Stilkritik. Die Unsicherheit, wie viele Künstler genau beteiligt waren, ist auf den Albrecht Altdorfer zugeschrieben Anteil zurück zu führen (vgl. Abb. 2, 4 und 7). Denn man erkennt deutlich Unterschiede bei der Federführung im hinteren Teil des Gebetbuches, bei stilistischer Abhängigkeit der Blätter mit Schwächen in Perspektive und Ausgestaltung von der künstlerisch stärksten, mit Altdorfer selbst zu verbindenden Hand, was für eine Meister-Gesellen-Abhängigkeit spricht. Bei den schwächeren Illustrationen geht man daher von einem Werkstattanteil aus, kann jedoch nicht mit Sicherheit feststellen, wie viele Gesellen Altdorfers in die Arbeit eingebunden waren. Da die Qualität der Zeichnungen auch innerhalb eines Blattes schwankt, kann man davon ausgehen, dass es sich um die Arbeit einer Werkstatt und nicht um die Arbeit eines anderen Künstlers mit einer eigenen Werkstatt handeln dürfte. Die Unterschiede in Stil und Technik zeigen sich vor allem zwischen den verschiedenen Meistern. Es gibt kaum ein anderes Werk der Kunstgeschichte, in dem sich Stil und Technik von so vielen „hochkarätigen“ Künstlern vergleichen lassen. Denn so ähnlich die Zeichnungen in der Art der Umrahmung manchmal sind, so unterschiedlich ist ihre Machart, wenn man beispielsweise die Augen oder den Faltenwurf vergleicht.

Betrachtet man die Zeichnungen genauer, fallen Korrekturspuren auf. Schabspuren im Pergament, wodurch man Zeichnungen korrigierte, wurden mit soviel Nachdruck angebracht, dass sie Löcher ins Pergament rissen. Ausnahmslos bei allen Künstlern lassen sich Korrekturen festzustellen, oft sogar in anderen Tintenfarben. Solche Eingriffe lassen annehmen, dass es sich bei den Zeichnungen im Gebetbuch nicht um die Illustrationen eines besonders wertvoll ausgestatteten Buchexemplars für den Kaiser persönlich handelt, wie des öfteren gemutmaßt wurde. Sie sind typisch für Entwurfs-

25

Der erste umfassende Interpretationsansatz bei Thausing. Siehe Thausing, Moritz: Albrecht Dürer. Geschichte seines Lebens und seiner Kunst. Leipzig 1884, S. 129f.

zeichnungen. Dafür spricht auch, dass die Fragmente von München und Besançon im Textsatz die älteste erhaltene Stufe der Druckvorbereitung repräsentieren dürfte. Zahlreiche Druckfehler darin und ein sehr unvollständiger Satz zeigen, dass dieses Exemplar als Druckfahne geschaffen worden ist. Und in dieses als Korrektorexemplar gedachte Buch hat man also Entwurfszeichnungen anbringen lassen, die wohl in einem nächsten Schritt als Metallstich oder Holzschnitt in vollständigen Exemplaren hätten gedruckt werden sollen. Für eine solche Umsetzung spricht auch, dass man weitgehend auf Kreuzschraffuren verzichtete, welche im Holzschnitt nur von den besten Meistern der Zeit umsetzbar gewesen wären. Die unfertigen Zeichnungen zusammen mit dem Umstand, dass es kein fertiggestelltes Exemplar gibt, sprechen dafür, dass das Projekt kurzfristig eingestellt worden ist. Ob dies aus dem akuten Geldmangel Maximilians oder aus anderen Gründen geschah, lässt sich durch Quellen nicht klären und bleibt Spekulation.

Eine spezielle Symbolik des St. Georgs-Ritterordens ist nicht festzustellen. Zwar finden sich zwei Darstellungen des heiligen Georg, doch hängen diese mit zwei Gebeten für ihn zusammen. Der heilige Domitian, der ja für Millstatt eine besondere Rolle spielt, findet sich weder in den Texten noch in den Zeichnungen. So kann man also annehmen, dass die Künstler entweder nichts von der geplanten Verwendung des Buches durch den Orden wussten, oder die an sie ergangenen Anweisungen keinen Konnex zuließen. Es handelt sich also beim Gebetbuch zwar um ein Buch, welches dem St. Georgs-Ritterorden übergeben werden sollte, doch ist der Empfänger, jedenfalls was das Bildprogramm angeht, eigentlich austauschbar. Denn die Bilder dienen weder der persönlichen Erbauung des einzelnen Bruders noch gewährleiten sie eine tiefe Versenkung in den Text. Sie dienen allein der mit einem elitären Kunstwerk verbundenen Memoria ihres Auftraggebers: Kaiser Maximilian I.

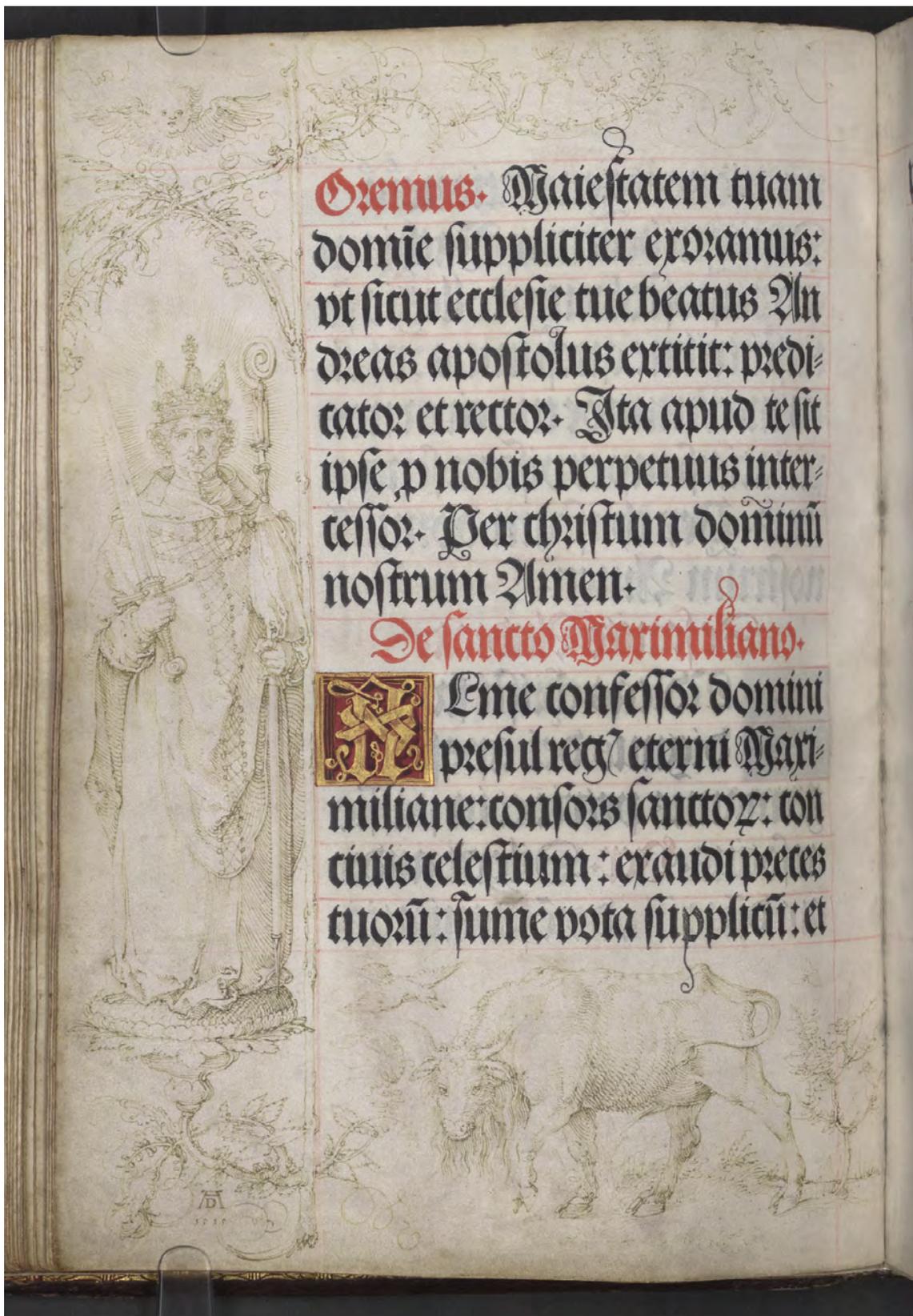


Abb. 1: Albrecht Dürer, Randillustration mit heiligem Maximilian. München, Bayerische Staatsbibliothek München, 2° L.impr.membr.64 (im Folgenden: Exemplar München), Seitengröße ca. 277 x 192 mm, fol. e5v. Digitalisat der Bibliothek

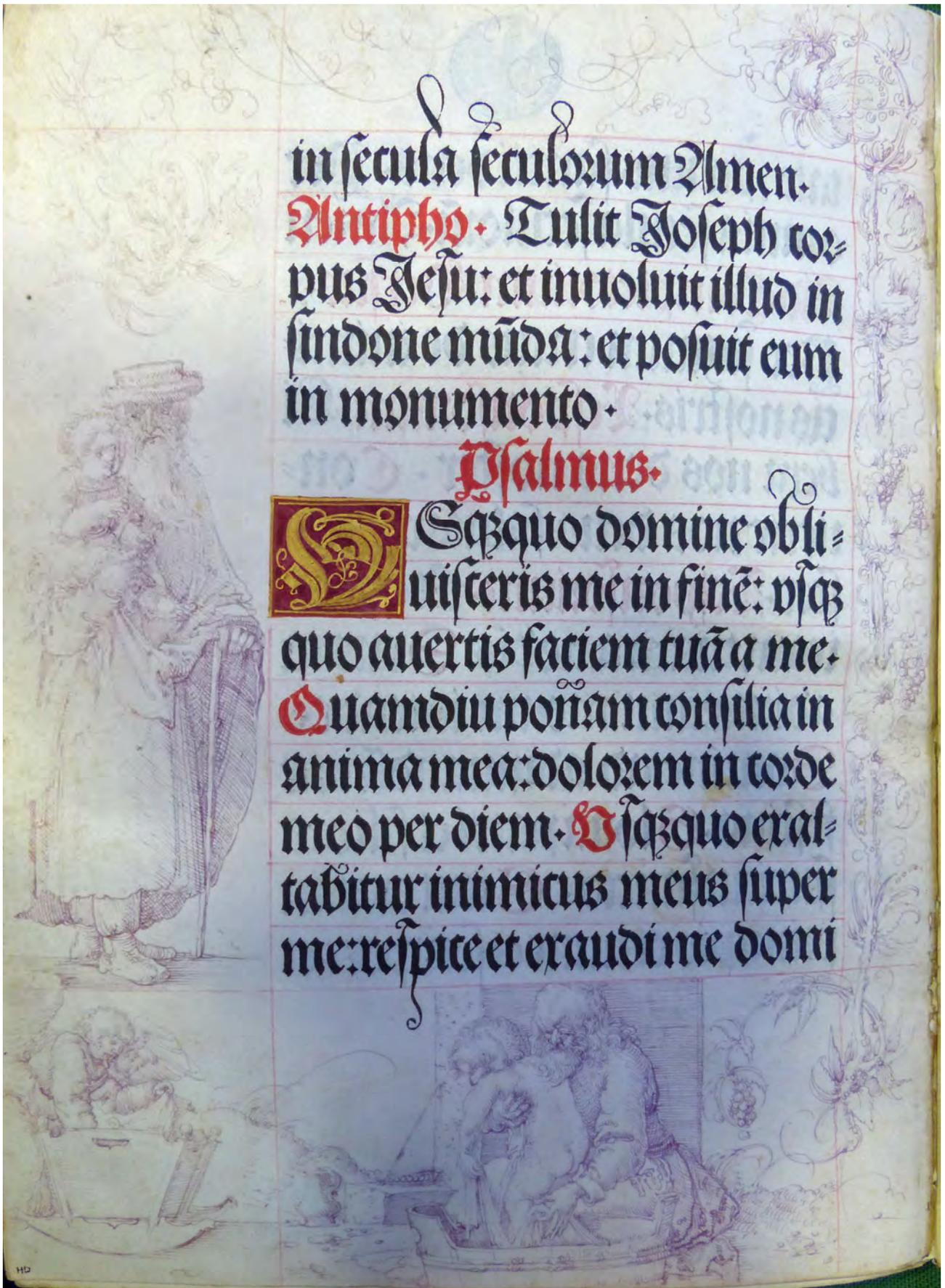


Abb. 2: Albrecht Altdorfer, Randillustration mit Josef und Jesus, Besançon, Bibliothèque d'étude et de conservation, Res. 67.633 (im Folgenden: Exemplar Besançon), Seitengröße ca. 277 x 192 mm, fol. dd1v. Arbeitsaufnahme Lange



Abb. 3: Albrecht Dürer, Randillustration mit dem Schweiß Tuch der Veronika. Exemplar München, fol. k6r. Digitalisat der Bibliothek

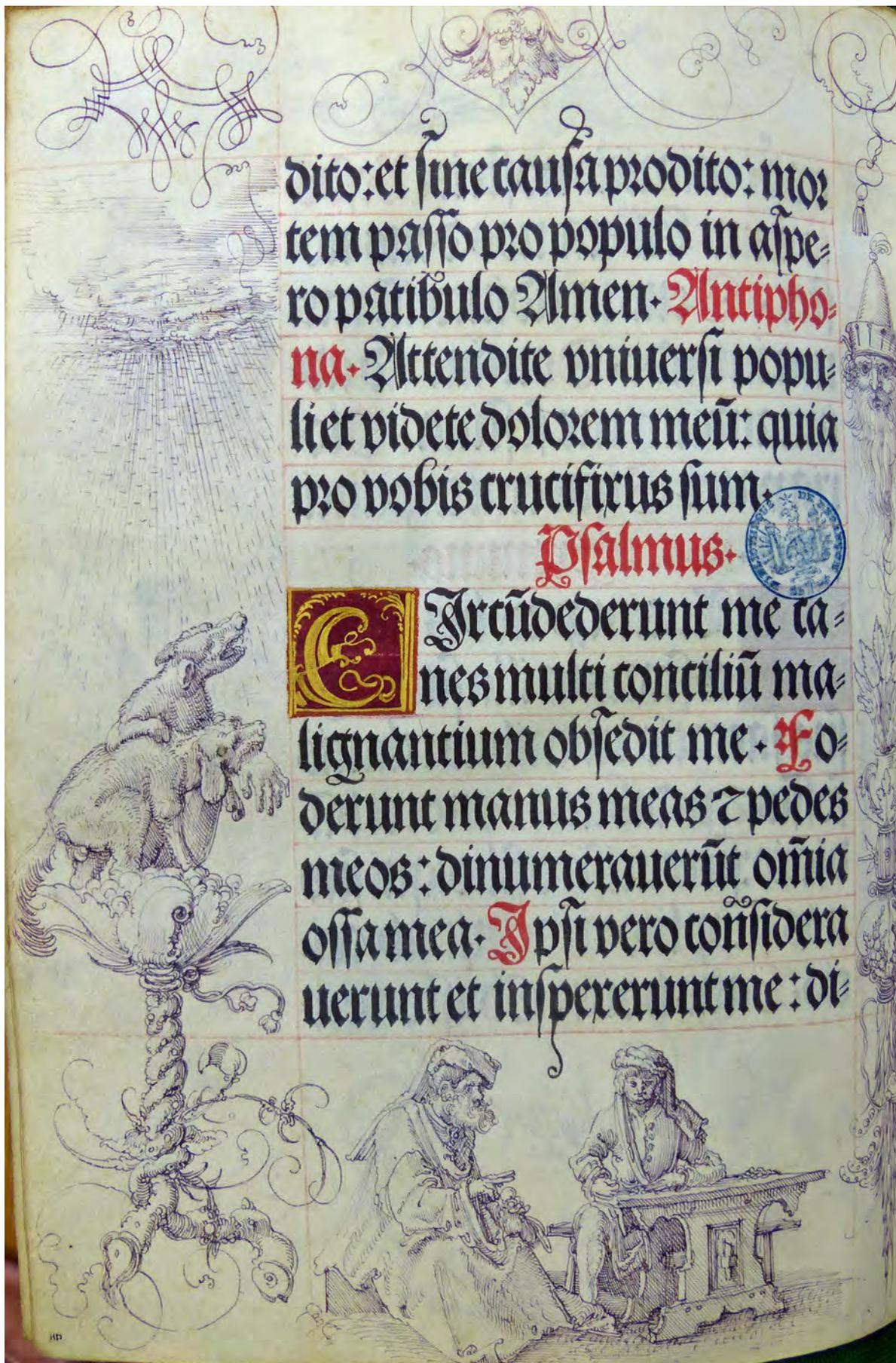


Abb. 4: Albrecht Altdorfer, Hunde und Geldwechsler, Exemplar Besançon, fol. bb4v.

Arbeitsaufnahme Lange

Quo psalmi dicendi. Quando bellum adendum est.

Qui habitat in adiutorio altissimi: in protectione dei teli commorabitur.

Sicet domino susceptor meus es tu: et refugium meum: deus meus sperabo in eum.

Quoniam ipse liberauit me de laqueo venantium: et a verbo aspero.

Scapulis suis obumbrabit tibi: et sub pennis eius sperabis.

Scuto circumdabit te veritas



Abb. 5: Albrecht Dürer, Randillustration mit Schlacht, Exemplar München, fol. f2r.

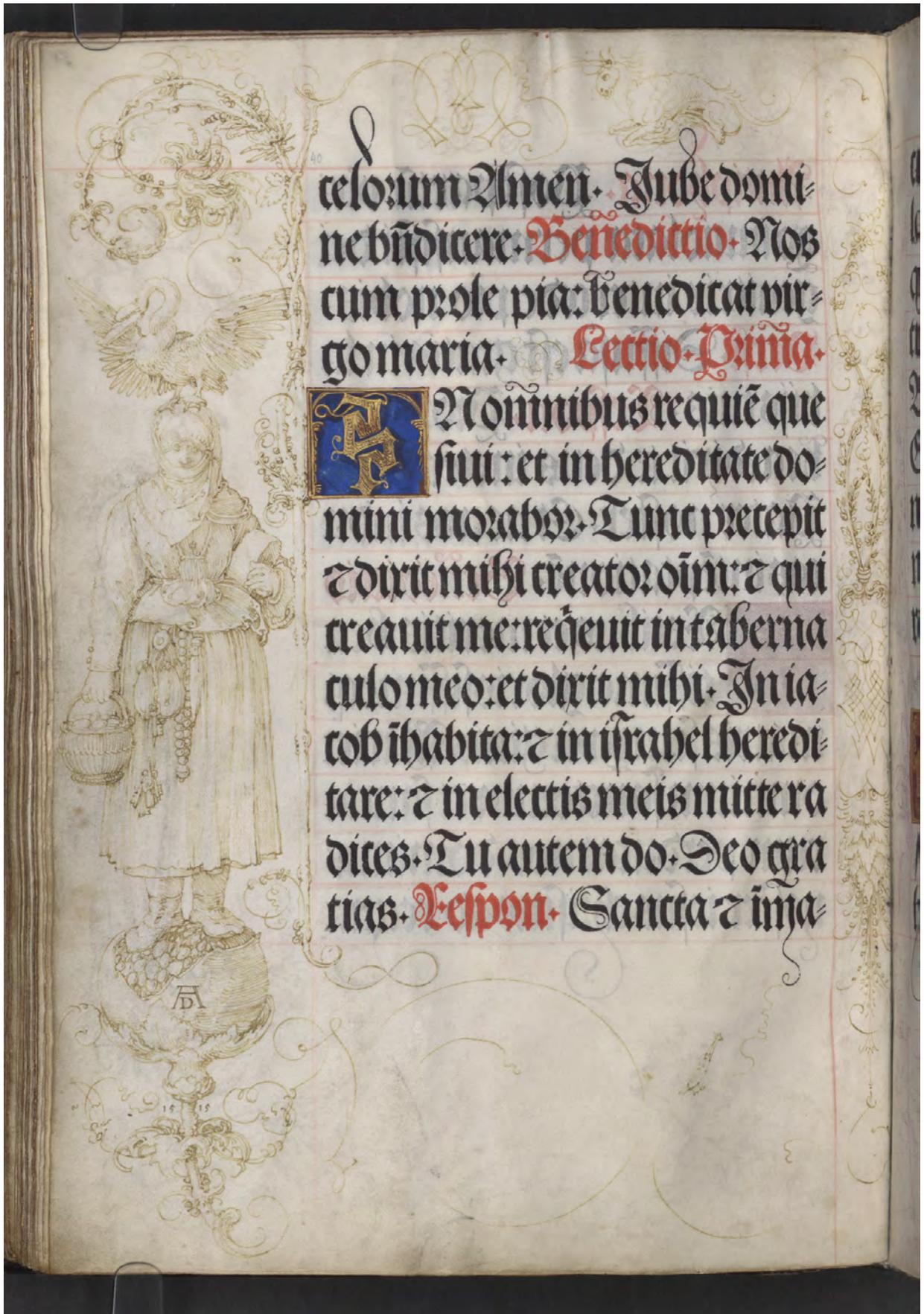


Abb. 6: Albrecht Dürer, Randillustration mit Marktfrau, Exemplar München 1, fol. k1v.

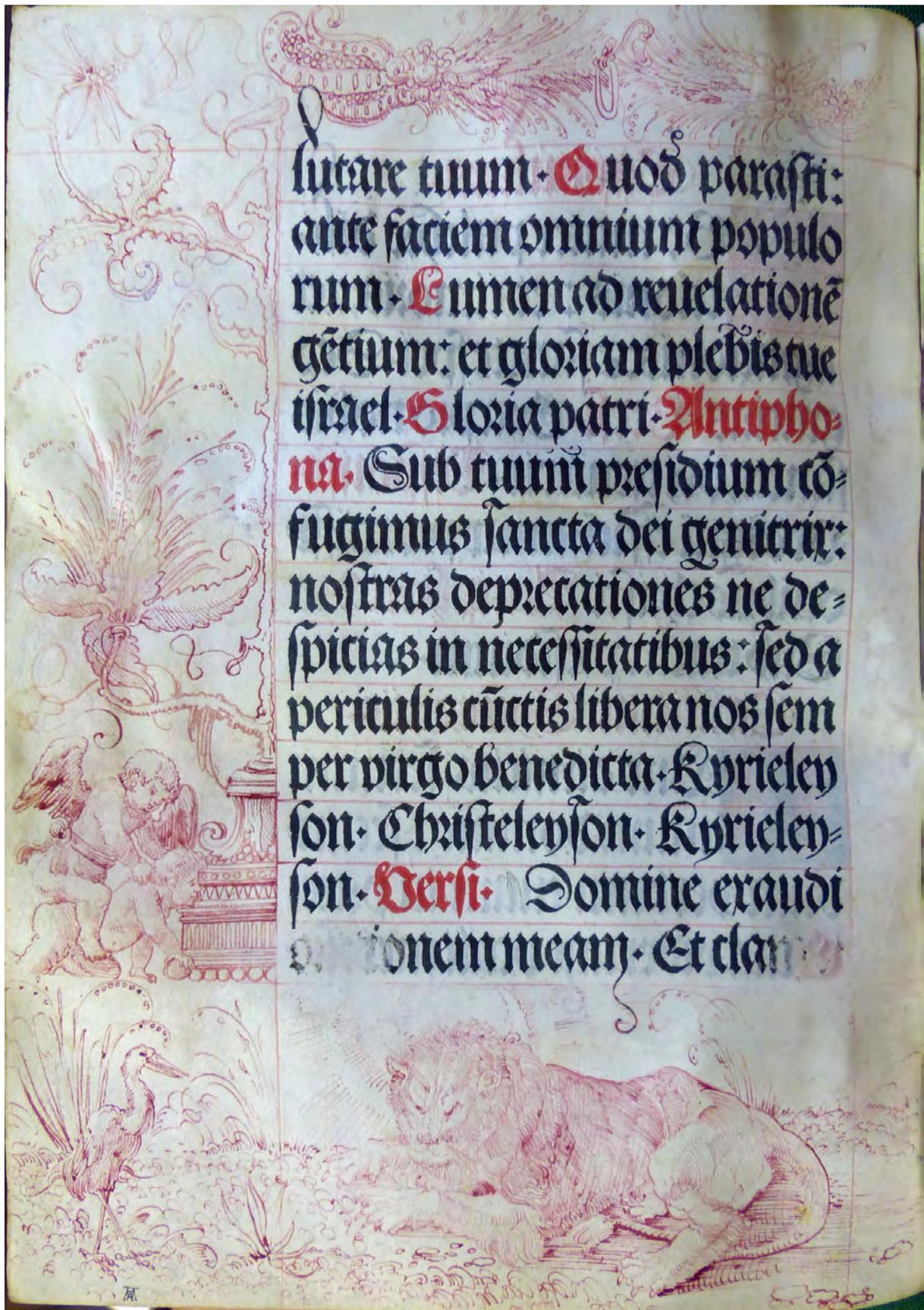


Abb. 7: Albrecht Altdorfer Werkstatt, Randillustration mit Löwe und spielenden Putti, Exemplar
Besançon, fol. s1v. Arbeitsaufnahme Lange

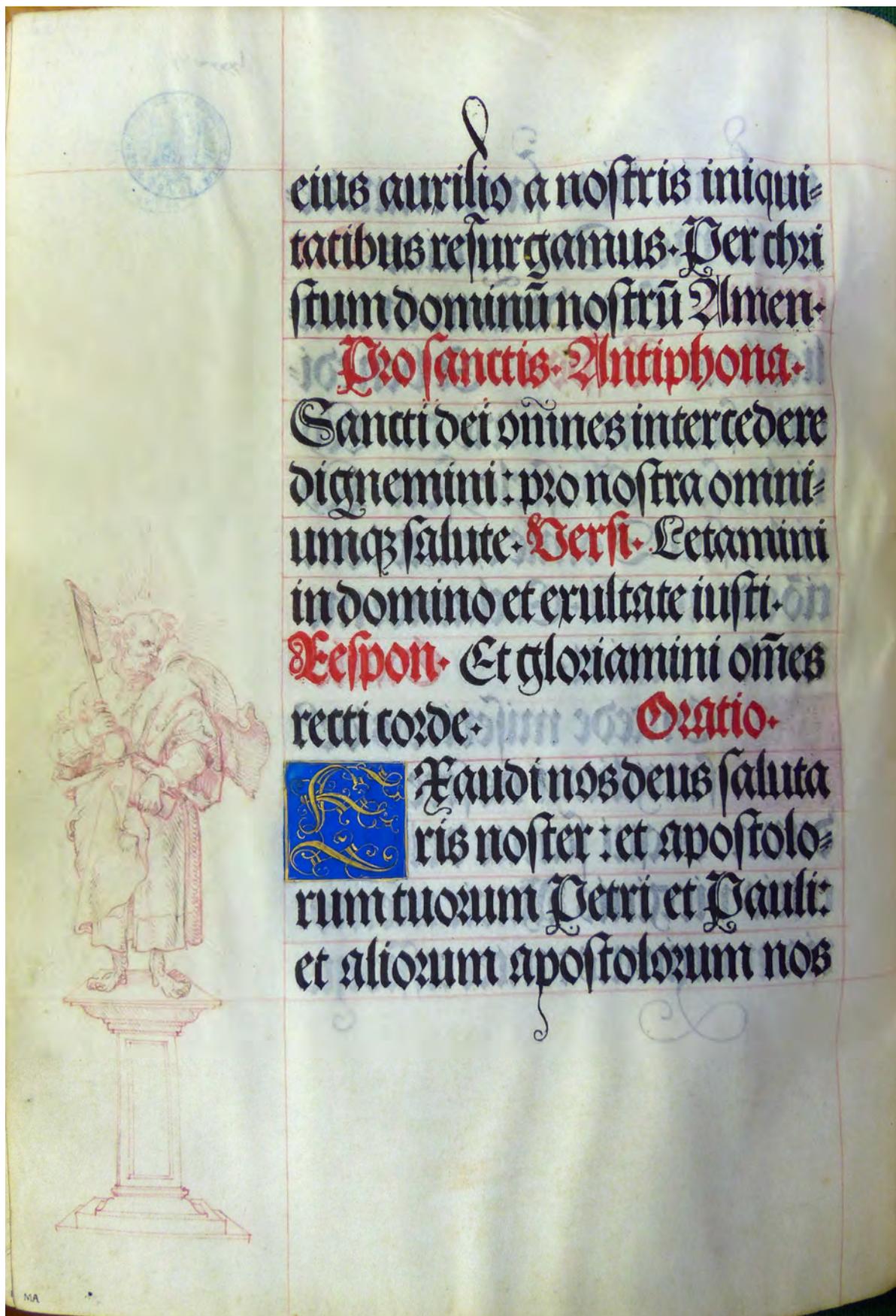


Abb. 8: Hans Burgkmair d.Ä., Heiliger Petrus, Exemplar Besançon, fol. p2v.

Arbeitsaufnahme Lange

Die „Caritas“ als Handlungsprinzip im seelsorglichen Wirken der Klagenfurter Jesuiten

Werner Drobesch

„Wer ein gerechtes Urteil über die Rolle der Jesuiten in der europäischen Geisteskultur fällen will, wird aber auch an einem Ausspruch Chateaubriands nicht achtlos vorübergehen können, in welchem es heißt, daß die kleinen Nachteile, welche die Philosophie glaubt, den Jesuiten zur Last legen zu können’, kaum in Betracht kämen, gemessen an den ‘unschätzbaren Diensten, welche gerade die Jesuiten der menschlichen Gesellschaft erwiesen haben’.“ – so lautet die Einschätzung des Wirkens der „Societas Jesu“ durch René Fülöp-Miller in seiner epochalen Darstellung des Jesuitenordens.¹ Zu diesen „unschätzbaren Diensten“ zählte auch das caritative Wirken dieses katholischen Reformordens, der im Zuge der Konsolidierung der ecclesia catholica bereits im Vorfeld des Trienter Konzils in den 1530-er Jahren entstanden war, der sich in der Folge den episkopalen Reformbemühungen, aber auch der landesfürstlichen, gegenreformatorischen Politik zur Verfügung stellte und dessen Aktivitäten bei seinen Gegnern auf teils heftige Kritik – unabhängig ob zeitgenössisch oder nach der Ordensauflösung (1773) – stieß. Diese kritische Sichtweise fokussiert sich in der aus dem „Kulturkampf“ der 1870er Jahre erwachsenen Aussage des von 1875 bis 1893 an der Universität Graz lehrenden Johann Loserth. Dieser schreibt: „Schließlich wußte die ganze protestantische Welt, daß die Jesuiten, die eben im Lande ihren Einzug gehalten hatten, nicht die Palme des Friedens, sondern das Schwert in der Hand trugen.“²

Die beiden Charakterisierungen jesuitischen Wirkens stehen als äußerste Pole eines Spannungsbogens, innerhalb dessen sich die Bewertung der „Societas Jesu“, die 1534 auf Initiative Ignatius von Loyolas/ Inigo de Loyola gegründet und deren „Constitutiones“ sechs Jahre später von Papst Paul III. anerkannt worden waren, bewegt. Beide Beurteilungen dokumentieren in ihrer Unterschiedlichkeit die Kontinuität zweier Sichtweisen: zum einen die Perspektive der Überhöhung, zum anderen die Perspektive einer kritischen wie ablehnenden Distanz. Das ist ein Ergebnis des jesuitischen Aktivismus, der den Orden in allen Lebensbereichen des frühneuzeitlichen Menschen als omnipräsent erscheinen ließ. Es wäre „unmöglich, sich die religiösen Institutionen, ja die religiöse, politische und literarische Geschichte Europas der letzten drei Jahrhunderte ins Gedächtnis zu rufen, ohne den Jesuiten auf Schritt und Tritt zu begegnen: Wir können die fernsten Länder nicht bereisen [...], ohne dort

¹ René Fülöp-Miller, *Macht und Geheimnis der Jesuiten* (Berlin 1929), S. 594.

² Johann Loserth, *Reformation und Gegenreformation in den innerösterreichischen Ländern im 16. Jahrhundert* (Stuttgart 1898), S. 480.

überall unter unseren Füßen Erinnerungen an die Jesuiten zu finden,“³ konstatierte bereits 1844/45 Jaime Luciano Balmes in der Erkenntnis ihrer Allgegenwärtigkeit. Und das Tätigkeitsfeld der Ordensmitglieder war breit angelegt.

Die Mitglieder der „Gesellschaft Jesu“ waren Priester, Prediger, Seelsorger, Theologen, Missionare, Erzieher und Lehrer, Ökonomen – sei es als Grundherren in Innerösterreich, sei es als Schafzüchter in Quieto –, Entdecker unbekannter überseeischer Territorien und Kartographen, sie waren in der Welt der Kunst, der Musik, der Literatur und der Philologie präsent, sie schrieben Theaterstücke und sie betätigten sich als Geistes- wie Naturwissenschaftler. Dieses vielfältige Wirken bildete im Wandel der konfessionellen, kulturellen wie intellektuellen Landschaften der frühen Neuzeit bis zur Ordensauflösung 1773 einen wesentlichen Baustein. Ein zentrales Aufgabengebiet war die Seelsorge. Von ihren Aktivitäten als Seelsorger blieb keine Kategorie von Menschen ausgeschlossen. Sie betätigten sich im Umfeld der Herrschenden, sie pflegten Umgang mit frommen Menschen, aber sie nahmen sich der gesellschaftlichen Unterschichten wie auch der Randgruppen – von den Armen bis zu den Ausgestoßenen – an. Den Bedürftigen, um die sich niemand sorgte, waren ihnen ein Anliegen. So hält Jerónimo Nadal fest: „Die Gesellschaft Jesu kümmert sich um die Seelen, um die sich entweder niemand kümmert oder um die sich diejenigen, die sich um sie kümmern sollten, zu wenig kümmern.“⁴ Die Arbeit im Dienste der „caritas“ wurde zu einem integralen Teil in der Komplexität des pastoralen Einsatzes der Jesuiten, die die allgemeinen Grundsätze des Neuen Testaments übernahmen. Daraus ergab sich, dass sie den Auftrag hatten, „Menschen in Not aufzusuchen“, „das Evangelium zu predigen“, die Kranken zu heilen – „das bedeutete Heilung von Sünde durch Beichte und durch andere Mittel, aber auch, wenn möglich, die Linderung physischer Nöte“ – und all das gemäß ihrem Armutsgelübde ohne finanzielle Vergütung.⁵

Auf die sozialen Unterschichten fokussierten sich die sozialen Aktivitäten der Jesuiten im Sinne der christlich-katholischen Caritas. Diese war ein Baustein ihrer Programmatik innerhalb der Triade „Dienst am Wort, am Sakrament und Werke der Barmherzigkeit“.⁶ Letztere orientierten sich am Matthäus-Evangelium (25, 35-36): „Denn ich war hungrig und ihr habt mir zu essen gegeben; ich war durstig und ihr habt mir zu trinken gegeben; ich war fremd und obdachlos und ihr habt mich aufgenommen; ich war nackt und ihr habt mir

³ Jaime Luciano Balmes, *Der Protestantismus verglichen mit dem Katholicismus in seinen Beziehungen zu der europäischen Civilisation* (Regensburg 1844/49), zit. n. Jonathan Wright, *Die Jesuiten. Mythos, Macht, Mission* (Essen 2004), S. 11.

⁴ Zit. n. John W. O'Malley, *Die ersten Jesuiten* (Würzburg 1984), S. 93.

⁵ Ebd., S. 106.

⁶ O'Malley, *Die ersten Jesuiten*, S. 107.

Kleidung gegeben; ich war krank und ihr habt mich besucht; ich war im Gefängnis und ihr seid zu mir gekommen.“ Sie verstanden die „opera caritatis“ als Weiterführung der Verkündigung Jesu und –basierend auf einer ihnen bekannten mittelalterlichen Sozialphilosophie – als Teil ihrer apostolischen Berufung. Das floss in die „Geistlichen Übungen“ des Ignatius ein, in denen die Exerzizianten aufgefordert werden: „Die Liebe muß mehr in die Werke als in die Worte gelegt werden.“⁷ Es ging hierbei nicht nur um die Hilfe für den Geist, sondern auch für den Körper. Die Besuche der Ordensmitglieder in den Spitälern waren „mehr als `gute Werke´ mit Verdienstcharakter für die Ewigkeit; sie gehörten wesentlich zum pastoralen Selbstverständnis der Gesellschaft.“⁸

Es steht außer Frage, auch wenn es in der Historiographie kaum bis gar nicht erwähnt wird: Die Jesuiten waren als Seelsorger im sozial-caritativen Bereich in einer umfassenden Weise aktiv. „Ad maiorem Dei gloriam“, also „Zur größeren Ehre Gottes“, „zur Verteidigung und Verbreitung des Glaubens“, nämlich des katholischen, sowie für „den Fortschritt der Seelen in christlichem Leben und [in] christlicher Lehre“ gegründet, ging es ihnen primär darum – immer auf das Gemeinwohl ausgerichtet – „den Seelen zu helfen“, zum einen den Menschen ihr persönliches Gottesverhältnis zu vermitteln, zum anderen ihnen in Notlagen zu helfen.⁹ Das manifestierte sich in der praktischen Tat, die von den Ordensoberen und -mitgliedern auch gelebt wurde. Nadal galt als der „erste Organisator von Sozialhilfe in Sizilien“. Aquaviva wiederum bettelte „für die Armen; Geschenke an Geld und Kleinodien verwandte er zu ihrer Unterstützung. [...] Für die verlassensten Kranken sorgt[e] er durch die Errichtung eines Aussätzigenospitals.“¹⁰ Die Barmherzigkeit gegen die Armen manifestierte sich u. a. in der Errichtung von Waisen- und Krankenhäusern, im Dienste an Pestkranken sowie in der Verpflegung der Hungernden. Die Jahresbriefe der österreichischen Provinz betonen die Bedeutung der „caritas“ im Dienste der notleidenden Menschen, so 1673, als diese den Abschnitt „Sorge für Kranke und Arme“ mit folgenden Worten beginnen: „Von Anfang an hatte die Gesellschaft unter dem Beifall aller Stände die Sorge für Kranke und Arme stets als Herzenssache betrachtet und unsere Patres haben dies durch die Tat bewiesen. Zu allen Stunden standen sie bereit, [...] keine noch so gefährliche und anstreckende Krankheit, keine

⁷ Ignatius von Loyola, Geistliche Übungen. Nach dem spanischen Urtext übertragen, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Alfred Feder SJ (Regensburg 2. verb. u. erw. Aufl. 1922), S. 106.

⁸ O'Malley, Die ersten Jesuiten, S. 197.

⁹ Karl Heinz Frankl, Die Jesuiten als Theologen, in: Werner Drobisch/ Peter Tropper (Hrsg.), Die Jesuiten in Innerösterreich – Die kulturelle und geistige Prägung einer Region im 17. Und 18. Jahrhundert (Klagenfurt/ Celovec u. a. 2006), S. 21-36, hier S. 29ff.

¹⁰ Bernhard Duhr, Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge, Bd. 2/ 2: Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts (München-Regensburg 1913), S. 123.

noch so enge und verpestete Hütte konnte sie von den Werken der Liebe abhalten. [...] Die großen Anstrengungen der Patres bei Tag und Nacht bewies die Tatsache, dass viele der Unsrigen unter der Arbeitslast für die Kranken gesundheitlich zusammenbrachen und erlagen.“¹¹

Die „soziale Tat“ findet sich gleichfalls in den Aktivitäten der Klagenfurter Ordensniederlassung. Wie auch die anderen Jesuitenniederlassungen widmete sich diese nicht nur der Glaubensverkündigung, der Priesterausbildung, den Wissenschaften, der Bildung und Erziehung, sondern in gleicher Weise der Bewältigung des Lebensalltags der Klagenfurter sowie Kärntner Bevölkerung – immer vor dem Hintergrund der Rekatholisierung. Am 11. Dezember 1604 waren die ersten Jesuiten nach Klagenfurt gekommen. Die Klagenfurter Niederlassung fügte sich in eine zweite Gründungswelle von Kollegien in den habsburgischen Ländern am Beginn des 17. Jahrhunderts ein und war neben Millstatt, das ein Teil der Grazer Niederlassung war, der zweite Standort in Kärnten. Wie im Falle von Graz (1585) Laibach/ Ljubljana (1597), Leoben (1615), Görz/ Goricia/ Goriza (1615), Triest/ Trieste/ Trst (1619) und Judenburg (1621) erfolgte auch im Falle von Klagenfurt die Gründung in einem Ort, in dem die protestantische Bewegung in der Bevölkerung fest verankert war.

Rasch schritt man zur Tat. Das galt insbesondere für den sozialen Bereich, wo man im Sinne einer „caritas socialis“, also einer Ausdrucksform christlicher Nächstenliebe, handelte. Denn – so heißt es 1644 in der „Jesuitenchronik“ – „nicht allein um das geistliche Wohl sorgten sich die Patres. Ihnen war [es] auch wichtig, dass die weltlichen Notwendigkeiten nicht vernachlässigt werden.“¹² Zu den „weltlichen Notwendigkeiten“ zählte die Hilfe für die sich in Not befindlichen Menschen. Diese Not zu lindern, war eine causa prima, ein Ordensauftrag. Hierbei handelte es sich um eine konkrete helfende Tätigkeit, getragen von den Prinzipien der Barmherzigkeit, Geduld und Wohltätigkeit. Die Tätigkeitsbereiche umfassten auch in Klagenfurt wie anderwärtig die Kranken- und Altenpflege, die Betreuung von Gefangenen, Sterbebegleitung, die Seelsorge für Prostituierte, die Hilfe für Not leidende Familien, aber auch der Besuch von Gefangenen in den Kerkern und nicht zuletzt die Solidarität mit Ausgestoßenen.

¹¹ Bernhard Duhr, Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge, Bd. 3: Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts (München-Regensburg 1921), S. 735.

¹² Werner Drobesh, Zusammenfassende Wiedergabe des lateinischen Originaltextes, in: Werner Drobesh/ Peter Tropper (Hrsg.), Chronik des Jesuitenkollegs Klagenfurt, Tl. 1/1: 1603-1645. Lateinischer Text und deutsche Zusammenfassung (Klagenfurt/Celovec - Ljubljana/Laibach - Wien/Dunaj 2014), 351-582, hier S.569.

Das Aufgabenfeld, das es für die Mitglieder der „Societas Jesu“ in Kärnten zu bewältigen galt, war groß. Denn die soziale Lage sowohl der Stadtbevölkerung, allen voran jener Klagenfurts, als auch der ländlichen Bewohner war trotz vorhandener weltlicher Einrichtungen zur Armenversorgung wenig abgesichert. So lebten in Klagenfurt 1578 ca. 3.000 Einwohner, von denen einschließlich der Vorstädte 279 Bürger waren.¹³ Diese waren neben dem in der Stadt beheimateten Adel jene Gruppe, die zum vermögenden Bevölkerungsteil der Stadt zählte und sich ein Leben in Wohlstand leisten konnte. Viele Stadtbürger wie etwa Georg Lebmacher oder Bürgermeister Christoph Windisch verfügten neben Barvermögen über einen ansehnlichen Realien- und Grundbesitz. So mancher besaß neben seinem Wohnhaus einen Garten und einen außerhalb der Stadt gelegenen Meierhof oder wie der Händler Anton Wuttele mehrere Häuser.¹⁴ Die Vermögensunterschiede waren aber gewaltig. Weniger rosig stellte sich die Lebenssituation für die städtischen Unterschichten (Tagelöhner, Bettler, Handwerkergelesen, desertierte Soldaten, Prostituierte) dar. Sie lebten meist „von der Hand in den Mund“. Für sie gab es keinerlei soziale Versorgung. Die daraus erwachsenden sozialen Probleme waren der Stadtregerung bewusst. Diese war bemüht, das soziale Problem weniger durch die „actio“ als vielmehr durch Repression zu lösen, d. h., „das Herumtreiben des nutzlosen Volkes, das nicht arbeitete und nur die Arbeitenden hinderte, in den Vorstädten abzuschaffen“ und „viele Weibspersonen mit unehrlichem Wesen“ aus der Stadt zu verweisen.¹⁵

Zum Zeitpunkt der Gründung gab es in der Stadt neben einem Spital, dessen Wurzeln bis ins 14., wenn nicht gar bis ins 13. Jahrhundert zurückreichten und das als Herberge für alle obdachlosen und landfremden Reisenden, sowie eine bestimmte Anzahl von Armen, Altersschwachen, Kranken und Gebrechlichen gedacht war, kein dichtes soziales Netz. Die Betroffenen waren dem Schicksal ausgeliefert. Nur wenige erhielten soziale Unterstützung, etwa im Spital zum Hl. Geist, das ca. 10 arbeitsunfähig gewordene alte Bürger der Stadt betreute. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts war dieses baufällig geworden. Daher beschlossen die protestantischen Stände, nicht nur eine neue Kirche zu bauen, sondern auch ein damit in Verbindung stehendes Spital im südöstlichen Teil der Stadt zu errichten. 1582 wurde mit dem Bau begonnen, 1599 war er fertig gestellt. Neben dem Spital existierte als

¹³ Hildegund Malloth, Beiträge zur Geschichte der Stadt Klagenfurt vom großen Brand im Jahre 1514 bis zum entscheidenden Erfolg der Gegenreformation im Jahre 1604 (Diss., Innsbruck 1964), S. 343.

¹⁴ Bärbel Brunner, Beiträge zur Geschichte der Stadt Klagenfurt vom ersten entscheidenden Erfolg der Gegenreformation im Jahre 1604 bis zum Regierungsantritt Maria Theresias (Diss., Innsbruck 1965), S. 241.

¹⁵ Malloth, Geschichte der Stadt Klagenfurt, S. 356.

weitere Einrichtung zur Armenversorgung der 1583 erstmals erwähnte „Bettelrichter“.¹⁶ Ihm fiel in jedem Stadtviertel die Aufgabe zu, jeden Morgen, Mittag und Abend zu dem ihm zugeteilten Stadttor zu gehen und bei den Torhütern nachzufragen und selbst nachzusehen, ob sich Kranke bzw. Bettler vor dem Stadttor befanden. Das Bettelwesen war weit verbreitet und machte auch vor Klagenfurt nicht halt. Dessen war man sich seitens des Magistrats und der Stände bewusst. Das fand auch in der Stiftungsurkunde der Bürgerschaft Berücksichtigung: „Haben wier dem beuelch Christi nach billich zu Herzen unnd gemüth zu nehmen, wie wier nicht allein ain Hauß oder Spittel, damit die armen Presthaften Petelsleuth, die uns, wie gemeldt, häufig zukhomen mit täglicher Nahrung, leiblichen und zeitlichen Notdurfften, fürgesehen“. Jedoch stand bei diesem Gedanken nicht unmittelbar der materiell Minderbemittelte im Vordergrund, sondern „der Geber selbst und sein Seelenheil“.¹⁷

Fand der „Bettelrichter“ Bettler vor, waren diese von ihm dem Spitalmeister zu melden, der sie im Spital unterbrachte. Ihm fiel weiters die Aufgabe zu, zu bestimmten Zeiten an Arme Brot zu verteilen. Zudem hatte er für die Aufrechterhaltung der Ordnung bei der Austeilung von Nahrungsmitteln an Bedürftige zu sorgen. Von diesen Maßnahmen erhoffte man sich seitens der Stadtregierung, die Bettelei in der Stadt, wo das Betteln in den Häusern, auf den Straßen und vor den Kirchen – nicht aber auf Friedhöfen – verboten war, einzudämmen.¹⁸ Neben dem Spital und dem „Bettelrichter“ war die „Almosenbüchse“ die dritte soziale kommunale Einrichtung in der Armenversorgung. Bei dieser handelte es sich um freiwillige Geldspenden, die jährlich von Adeligen und Bürgern gespendet und vom Pfarrer eingesammelt wurden. Vom eingesammelten Geld wurde vom Stadtpfarrer jeden Freitag ein bestimmter Betrag an die Hausarmen verteilt.

Der gesellschaftlichen Unterschichten begannen sich die Jesuiten unmittelbar nach ihrer Ankunft in Klagenfurt anzunehmen. Sie traten neben die bereits bestehende städtische Armenfürsorge und ergänzten diese. Ganz dem jesuitischen Selbstverständnis entsprechend war auch in Klagenfurt das Tätigkeitsfeld umfassend. Ein Hauptaugenmerk richtete sich auf das Krankenwesen. Bei ihrer Ankunft in der Stadt war ihnen das bisherige „Neue Spital zur Hl. Dreifaltigkeit“ übergeben worden. Bald erwies sich dieses als zu klein.¹⁹ Nachdem Ferdinand II. bei einem Besuch 1613 die unbequemen Verhältnisse im Spital gesehen hatte, drängte er auf eine Erweiterung. Von Seiten der Stadtregierung wurde diese abgelehnt.

¹⁶ Ebd., S. 181.

¹⁷ Oskar Sakrausky, Die Klagenfurter Armenstiftung der Bürgerschaft vom 12. Juni 1588, in: Die Landeshauptstadt Klagenfurt. Aus ihrer Vergangenheit und Gegenwart, Bd. 1, hg. von der Landeshauptstadt Klagenfurt (Klagenfurt 1970), S. 253-264, hier S. 260.

¹⁸ Malloth, Geschichte der Stadt Klagenfurt, S. 182.

¹⁹ Brunner, Beiträge zur Geschichte der Stadt Klagenfurt, S. 247.

Daraufhin übermittelte Ferdinand II. an die ständischen Verordneten die Aufforderung, sich um einen Ort für den Bau eines neuen Spitals zu kümmern. Nach einem langen Hin und Her begann man auf Initiative der Jesuiten 1615 nicht unweit der Jesuitenkirche (heute: Klagenfurter Dom) auf einem 1613 von der Landschaft zur Verfügung gestellten Bauplatz mit dem Bau eines neuen. Die Bauarbeiten zogen sich zweieinhalb Jahre hin. 1618 konnte das neue Spital, in dem teils noch Betten fehlten und der Ofen im Baderaum noch nicht aufgestellt war, eröffnet werden. Die „Annales“ der Klagenfurter Niederlassung berichten darüber: „Endlich konnten die Armen und Alten in das neue Spital übersiedeln. Der 8. September, der Tag Mariae Geburt, war hierfür bestens geeignet. Nach dem Gottesdienst wurde das Gebäude in Gegenwart eines erzherzoglichen Gesandten und einer Schar von Adelligen gesegnet. Im Namen des Kaisers und des Klagenfurter Stadtsenats wurden dem Rektor die Schlüssel für das neue Spital übergeben. Danach wurde auf Kosten des Kollegs für die Armen ein Gastmahl gegeben, bei dem diese als Zeichen christlicher Demut von einem Adelligen, einer Frau, dem Rektor und anderen Patres bedient wurden.“²⁰ Das neue Spital, das den Heiligen Sebastian und Fabian geweiht war, bot 80 „Pfründnern“ – dazu zählten schuldlos verarmte Bürger, Bürgerwitwen und -kinder – Unterkunft und Verpflegung. Erhalten wurde es durch den Ertrag der eigenen Grundherrschaft, durch die Zuwendung von Stiftungen und Spenden Adelliger und reicher Bürger sowie durch eine Reihe von Legaten. 1738 etwa spendete Sigmund Ludwig Freiherr von Deutenhofen dem Spital 10.000 fl.²¹

Das caritative Wirken, das Handeln im Dienste des Nächsten, beschränkte sich aber nicht nur auf den Neubau des Spitals, sondern die Ordensmitglieder kümmerten sich auch um jenen Teil der Bedürftigen, der in diesem keine Aufnahme fand. Das bildete einen festen Bestandteil jesuitischen Wirkens. Zahlreich sind die diesbezüglichen Eintragungen in der „Hauschronik“. Immer wieder wurde „Kranken, vor allem aber den Armen und Alleingelassenen [...] Trost zur Linderung ihrer Krankheit gespendet.“²² Für das Jahr 1620 findet sich folgende Notiz: „Es war eine Hauptaufgabe, die dürftigen Häuser der armen Bevölkerung zu besuchen, die Zahl der Bedürftigen zu ermitteln und für diese dann Lebensmittel zu sammeln. Die Bevölkerung schätzte diese Tat der Herzensbildung sehr.“²³ In Zeiten des Hungers verteilten die Patres Almosen. Als sich 1645 „eine ungeheure Menge von Hungernden“ um das Kolleg versammelten, verköstigten die Patres diese „mit mehr als 300 Scheffel Hülsenfrüchten,

²⁰ Drobesh, Zusammenfassende Wiedergabe des lateinischen Originaltextes, S. 431.

²¹ Brunner, Beiträge zur Geschichte der Stadt Klagenfurt, S. 256.

²² Drobesh, Zusammenfassende Wiedergabe des lateinischen Originaltextes, S. 534.

²³ Ebd., S. 430.

Getreide und Gemüse.“ Und „von den angrenzenden Pfarren um Hilfeleistungen ersucht, wurde [auch] diesen geholfen.“²⁴

Aber nicht nur in Klagenfurt, dem Sitz der Kärntner Ordensniederlassung, war man in dieser Hinsicht aktiv. Auch in Wolfsberg gingen im gleichen Jahr die Jesuitenpatres im Rahmen ihrer Missionstätigkeit „in die Hütten der Armen [...], wo Hilfen sowohl für den Körper als auch für die Seele der Insassen geleistet wurden.“²⁵ Für das Jahr 1628 berichtet der Schreiber, „bei den Kranken in den Spitälern [...] und zur Annehmlichkeit der Armen“ wäre viel Arbeit geleistet worden, wobei die Seelsorge „mit der Sorge um den Körper verknüpft“ wurde. Beim Leiter des Spitals erreichten „die Jesuitenpatres, dass wegen der Enge des Raumes die Kranken weiter auseinander gelegt wurden.“²⁶

Wie stark das Engagement der einzelnen Jesuitenpatres war, veranschaulichen die Nekrologe. Wiederholt wird in diesen auf das sozial-caritative Wirken hingewiesen, so auch bei dem 1630 verstorbenen Pater Gregor Solathaeus, den die Klagenfurter Bevölkerung „den Vater der Armen“ nannte – „und das nicht unbegründet“, wie festgehalten wurde.²⁷ Denn er „besuchte die Notleidenden im Armenhaus, kümmerte sich täglich um sie, suchte die in den versteckten Winkeln der Stadt Dahinvegetierenden und nicht selten führte er sie aus diesem Dreck ins Spital.“²⁸ Ein anderer, Pater Michael Schaga, kümmerte sich gleichfalls mehr um die Armen als um die Adeligen.²⁹ Ein anderes Mal wiederum konnte „durch den Einsatz eines Paters [...] ein Armengrab für einen mittellos Verstorbenen gefunden werden. Der Leichnam, der aus dem Haus geworfen worden war, wurde, wie es sich gehört, anständig begraben, damit er nicht von Hunden zerrissen wurde.“³⁰ Die Patres halfen aber auch jenen, „die sich schämten, zu betteln, weil sie zu den ehrenhafteren Bürgern gehörten, aber ins Elend gestürzt worden waren. Durch Sammlung von Almosen oder durch die Pfarrer konnte ihr Begräbnis bezahlt werden.“³¹

Als 1643 in Klagenfurt gegen Ende des Winters eine große Teuerung herrschte und ein großer Teil der Bevölkerung hungerte, stand man den Hungernden mit Ausspeisungen bei: „In diesem Jahr bestand das Unglück aus Krieg und Hunger. [...] Ende des Winters irrte eine mittellose Schar von Menschen, [...] umher und kam nach Klagenfurt, wo sie durch die

²⁴ Ebd., S. 549.

²⁵ Ebd., S. 431.

²⁶ Ebd., S. 493.

²⁷ Ebd., S. 496.

²⁸ Ebd., S. 496.

²⁹ Ebd., S. 514.

³⁰ Ebd., S. 549.

³¹ Ebd., S. 554.

Gassen zogen. Sie belagerten die Häuser wohlhabender Bürger und bettelten. Von den Patres wurde die Notwendigkeit erkannt, für die Elenden Spenden zu sammeln, um ihnen zu helfen, vor allem aber den Hunger zu stillen. Daher verteilten sie großzügig ihr Brot an die Armen. Pro Tag wurden 200 beschenkt.³² An diesem Zustand änderte sich vorerst wenig. Für das Jahre 1644 heißt es: „Immer noch klopfen viele Arme aus allen Teilen der Provinz, die aufgrund der Lebensmittelknappheit in Klagenfurt Hilfe suchten, an die Tore des Kollegs. Diesen – es waren mehr als 100 – wurde großzügig durch die Verteilung von Gaben geholfen. Hinzu kamen Kleidungsstücke für die schlecht gekleideten Notleidenden, die Begräbnisse für die Armen und andere Geldleistungen.“³³ Und man bezog auch das Umland mit ein: „Von den angrenzenden Pfarren um Hilfeleistungen ersucht, wurde diesen geholfen.“³⁴

In dieses Wirken im Sinne der „caritas“ fügte sich die Gefangenenseelsorge und die Vorbereitung der zum Tode Verurteilten zur Hinrichtung (am Galgen) ein. Meist handelte es sich bei den Gefängnisinsassen um Menschen, die sich verschuldet hatten und um Personen, die auf einen Prozess oder ihre Hinrichtung warteten. Der eine oder andere war ein schwerer Krimineller. Ganz dem Ordensauftrag folgend, predigten die Jesuiten im Kerker, lehrten den Inhaftierten den Katechismus und brachten ihnen ein Essen, hörten die Beichte oder bettelten um Almosen. In den Katalogen der österreichischen Provinz – wie auch der anderen Provinzen – ist nahezu bei allen Häusern ein Pater angegeben, der die Sorge für die Gefängnisinsassen als eigenes Amt bekleidete. 1617 war das Pater Lukas Schoer, der „trotz schwindender Kräfte noch immer fleißig seine Arbeit ausübte. Er ging in das Gefängnis, um die Gefangenen zu trösten und – wo immer es irgendwie möglich war – erreichte er, dass der eine oder andere wieder entlassen wurde. Auch tröstete er die zum Tod Verurteilten, ebenso die Kranken im Spital. Diesen half er mit Heilmitteln, die er erbettelt hatte. Es geschah, dass er in einem Haus einen von einer bösartigen Krankheit schwer mitgenommenen Mann fand, es wimmelte von Ungeziefer, und es herrschte ein ungeheurer Gestank. Eingedenk christlicher Barmherzigkeit bat er die Hausbewohner für den Armen einen besseren Ort zu besorgen. Nachdem seiner Bitte niemand nachkam, richtete Pater Lukas den am Boden Liegenden auf, nahm ihn auf seine Schultern und brachte ihn zu einem angenehmeren Ort, wobei er ausrief: `Guter Gott! Also gibt es keinen, der sich des Bejammernswerten erinnert!´ Bei diesem Dienst

³² Ebd., S. 558.

³³ Ebd., S. 569.

³⁴ Ebd., S. 579.

der Barmherzigkeit zog er sich selbst eine unheilbare Krankheit zu. Dennoch war er Tag und Nacht bereit, Kranke und Todgeweihte zu trösten.“³⁵ Schoer steht als pars pro toto.

Der Sterbebegleitung fiel im Kanon der Werke der Barmherzigkeit gleichfalls eine wichtige Aufgabe zu. Es ging um das „gute Sterben“, um die Vorbereitung auf den Tod. Zum einen in den Spitälern, zum anderen in den Gefängnissen hatten es die Jesuiten im Rahmen ihrer Seelsorge nur zu oft mit Sterbenden oder mit Menschen, die zum Tod verurteilt worden waren, zu tun. Dieser Dienst wurde schon bald nach der Ordensgründung als „eine [...] besonders angemessene Tätigkeit“ angesehen, „weil der Bedarf in diesem Falle offensichtlich und besonders dringlich war.“³⁶ Dabei orientierte man sich an Gaspar de Loartes „Esercizio“, an Francisco de Borjas „Algunos remedios para que los siervos de Dios no teman la muerte“ oder vor allem an Juan-Alphonso de Polcanos 1575 erstmals erschienenem und in der Folge mehrmals neu aufgelegtem Opus „Methodus ad eos adiuuandos qui moriuntur“, eine Art Handbuch für Sterbebegleiter, das 1584 in einer deutschsprachigen Übersetzung erschien. Demnach hatte der Seelsorger Trost zu spenden, und zwar in zweierlei Hinsicht: zum einen dem Deliquenten, zum anderen nach dessen Hinrichtung seiner Familie. Seit den 1560er Jahren spendeten die Jesuiten auch Gefangenen vor ihrer Hinrichtung die Hl. Kommunion und blieben oft bis zur Vollstreckung drei Tage lang bei ihnen in der Gefängniszelle, um sie auf das Sterben vorzubereiten. In diese Praxis fügte sich auch das Handeln der Klagenfurter Ordensmitglieder ein. So wurden „Sterbende [...] in ihrer Agonie begleitet, ebenso zum Tod durch Hinrichtung verurteilte Personen.“³⁷ In der Vorbereitung auf den herannahenden Tod folgten sie der pastoralen Theorie Polcanos. Demnach hatten sich die jesuitischen Seelsorger der jeweiligen Situation anzupassen und Trost zu spenden. Der Erleichterung des Gewissens und dem Sich-Freisprechen von Belastungen kam in diesem Kontext eine zentrale Funktion zu. Daher gingen „nicht wenige [Betroffene] [...] zur Beichte, und viele ersuchten sie [= die Jesuiten] um Aussprache in der Meinung, sie könnten nur sterben, wenn ihnen ein Jesuitenpater am Totenbett beim Sterben Beistand leiste.“³⁸ Das blieb von der Öffentlichkeit nicht unbemerkt: „Diese Geschicklichkeit der Patres brachte ihnen Anerkennung bei allen Bevölkerungsgruppen ein.“³⁹

Aber man setzte sich auch für zum Tode Verurteilte ein und intervenierte mit Erfolg für eine Strafmilderung. Es kam vor, dass auf ihre Intervention hin die Aufhebung eines Todesurteils

³⁵ Ebd., S. 405.

³⁶ O'Malley, Die ersten Jesuiten, S. 205f.

³⁷ Drobisch, Zusammenfassende Wiedergabe des lateinischen Originaltextes, S. 579.

³⁸ Ebd.

³⁹ Ebd.

erreicht wurde. Einmal wurden „zwei [Männer], die nach dem Militärrecht zum Tod durch Erschießen verurteilt worden waren, [...] auf Bitten der Patres begnadigt.“⁴⁰ Ein anderes Mal schenkte „auf Bitten des Rektors“ der Fürst von Eggenberg „einem wegen eines Todschlages zum Tod Verurteilten das Leben, was zuvor viele Interventionen nicht erreichen konnten.“⁴¹ Das Kolleg gewährte aber auch geflüchteten Gefängnisinsassen Asyl, so etwa 1627, als „am Vortag des Sonntags Quinquagesima, an dem das 40-stündige Gebet beginnen sollte, [...] ein Mann, der kurz zuvor wegen Totschlages verurteilt worden war und um sein Leben fürchtete,“ aus dem Gefängnis ins Kolleg als sicheren Asylort flüchtete.⁴²

Die Klagenfurter „Annales“ berichten ebenso davon, dass es den Jesuiten wiederholt gelang, Menschen vom Suizid abzubringen – so 1641: „Verzweifelnden und von bösen Dämonen zum Selbstmord gedrängten Menschen wurde geholfen, indem sie wieder zu einer positiven Lebenseinstellung geführt wurden. Einen, der sich schon die Schlinge zum Erhängen geknüpft hatte, aber von einer unsichtbaren Kraft zurückgehalten wurde, führte ein Jesuitenpater zur Lebensfreude zurück. Von da an lebte er friedlich und beichtete oft.“⁴³ Oder: „Drei andere Personen, die einen Selbstmord planten, weil sie ein Ende ihrer Depressionen erreichen wollten, wurden von den Jesuitenpatres mit Tröstungen daran gehindert. Und nicht selten wurde bei Seelenängsten geholfen, nachdem die Sünden des gesamten Lebens gebeichtet worden waren.“⁴⁴ Die Klagenfurter Annalen berichten noch von einem anderen Fall, in dem eine Frau durch den „Verlust sämtlichen Vermögens in äußerste Not gestürzt“ worden war. Diese „vermehrte die Zahl der Armen, deren Nöte sie früher nie kennengelernt hatte. Sie hatte auch ein Kind, das nach Nahrung verlangte. Dieses bat, von den mütterlichen Armen gehalten, nach einem Stück Brot. Die Frau bereitete sich darauf vor, in niedrige Dienste zu treten. Aber es gab in dieser schweren Zeit niemanden, der bereit gewesen wäre, eine Magd mit einem Kind zu nehmen, um die Zahl der Esser im Haus nicht zu vergrößern. [...] Die einzige Möglichkeit zu überleben [...], erblickte sie darin, ihre Scham zu verkaufen und den Körper feilzubieten, nur um sich und das Kind zu ernähren.“ In ihrer Verzweiflung wollte „sie sich mit dem Kind ins Wasser stürzen. [...] Sobald dieses das Wasser wahrnahm“, begann es „laut zu schreien: `Geh nicht ins Wasser, liebste Mutter. Ich will kein Brot, ich bin nicht mehr hungrig.` Erschrocken durch das hilflose Geschrei des Kleinkindes blieb die Frau stehen, überlegte und widerrief ihren Entschluss. Bekannte [...] eilten heran, griffen sie auf und

⁴⁰ Ebd., S. 582.

⁴¹ Ebd., S. 504.

⁴² Ebd., S. 477.

⁴³ Ebd., S. 548.

⁴⁴ Ebd., S. 572f.

brachten sie zu einem Jesuitenpater. Dieser nahm sie freundlich auf und führte sie, nachdem er ihr Lebensmittel besorgt hatte, zu früherer Ruhe.“⁴⁵

Einen weiteren Schwerpunkt innerhalb der sozialen Aktivitäten bildete die Seelsorge für die Prostituierten. Prostitution war – wie zu anderen Zeiten auch – ein gesellschaftliches Problem. Der Umgang der Jesuiten mit dieser war durch zwei Aspekte charakterisiert: einerseits „die Quantität ihres Engagement für und mit diesen Frauen“, andererseits „die Verschiedenheit ihrer Haltungen und Beziehungen bei diesem Engagement.“⁴⁶ Klagenfurt bildete in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Auch hier gab es Frauen, die aus purer Verzweiflung um des Überlebens willen diesem „Gewerbe“ nachgingen und unter widrigsten Umständen lebten.⁴⁷ Man war bemüht, ihnen auf vielerlei Art und Weise zu helfen. Der Erfolg blieb nicht aus. Oft wurde „eine Prostituierte [...] von ihren sündigen Liebschaften weggebracht und jede weitere Gelegenheit zum sündigen Umgang unterbunden.“⁴⁸ Allerdings gab es in Klagenfurt keine Institution wie die „Casa Santa Maria“, die Ignatius von Loyola 1543 in Rom gegründet hatte und die Prostituierte für eine Zeit lang aufnahm, um ihnen die Rückkehr in den zivilen Lebensalltag zu ermöglichen.

Ein Resümee: Wenn auch seitens der Forschung wenig thematisiert, steht außer Frage, die Mitglieder der „Societas Jesu“, die bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts die prägende Kraft des Katholizismus war und sich als ein „ausgesprochener Seelsorgeorden“ definierte,⁴⁹ maß sozialen Belangen in ihrer Arbeit einen hohen Stellenwert bei. Das für sämtliche Betätigungsfelder des Ordens grundlegende Programm orientierte sich in der Auseinandersetzung mit der „sozialen Frage“ an dem Prinzip „Gott in allem zu suchen“. In diesem Sinne hatte alles menschliche Streben – sei es betend, denkend, konkret handelnd oder künstlerisch gestaltend – gleichzeitig „ad maiorem Dei gloriam“ zu dienen. Diese Maxime kennzeichnete die „actio“ der Patres in der Klagenfurter Jesuitenniederlassung im Bereich des sozialen Engagements. Ganz nach dem in den „Constitutiones“ geleisteten Versprechen, dorthin zu gehen, wo man im Dienst für die ecclesia catholica am meisten benötigt werde, erwies sich vom Beginn der Ordensgründung an das sozial-caritative Wirken neben dem Engagement in der Wissenschaft und Erziehung als ein Betätigungsfeld, das sich vorwiegend,

⁴⁵ Ebd., S. 559.

⁴⁶ O'Malley, Die ersten Jesuiten, S. 214.

⁴⁷ Vgl. Nils Johan Ringdal, Die neue Weltgeschichte der Prostitution (München u. a. 2006), S. 208ff.

⁴⁸ Drobisch, Zusammenfassende Wiedergabe des lateinischen Originaltextes, S. 554.

⁴⁹ Frankl, Jesuiten als Theologen, S. 30.

aber nicht ausschließlich auf die gesellschaftlichen Unterschichten hin orientierte. Das traf auch für Kärnten und insbesondere für seine Hauptstadt Klagenfurt zu.



Ignatius von Loyola – Gründer des Jesuitenordens



Das Symbol des Jesuitenordens – IHS = die ersten drei Buchstaben des Namens Jesu in griechischer Schrift



Niederlassung „Residenz“ des Jesuitenordens in Klagenfurt



Jesuit in seiner Ausgangskleidung

Die Diözese Gurk und der Große Krieg

Peter G. Tropper

„Der Sieg wird kommen ...“¹ – „Auch die Religion hat versagt!“² Diese Aussagen zweier Kärntner Pfarrer kennzeichnen die beiden Pole katholischer Sicht des Ersten Weltkrieges und dokumentieren damit auch die Stimmung prominenter Meinungsbildner, die nicht nur im Dienste der Kirche, sondern auch des Staates standen. Ein Kärntner Geistlicher sprach sogar von einem „Ende mit Schande!“³ Wie war die Wahrnehmung des „Großen Krieges“ in der katholischen Kirche Kärntens? Und wie war ihre Reaktion darauf?

Die Forschung zur Geschichte der katholischen Kirche in Kärnten während des Ersten Weltkrieges – wie auch jene zur katholischen Kirche in Österreich insgesamt⁴ – steht am Anfang⁵. Mit Erstaunen ist zu vermerken, dass der Zeit ab dem Jahr 1918 von der Kirchengeschichte her weitaus mehr Bedeutung eingeräumt wurde als dem Jahr 1914. Das Wissen um die Situation der Kirche in der Zeit des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges ist ungleich grösser, dichter und tiefer als jenes um die Situation der Kirche in den Jahren zwischen 1914 und 1918⁶. Wissen um und Bewusstsein für die Haltung der Kirche in Kärnten zur Zeit des „Großen Krieges“ zu schaffen ist das Ziel dieser Studie.

Vorbemerkung

Der Spannungsbogen kirchlichen Wirkens im Ersten Weltkrieg verläuft zwischen Politik und Seelsorge, am Scheitelpunkt liegen Verzicht, große Not und Entbehrungen, aber auch karitative Zuwendung. Bei Kirchen und Religionsgemeinschaften zeigen sich zahlreiche Verstrickungen in die Ideologie des Krieges. Auch die österreichischen Bischöfe haben sich jüngst in diesem Sinn geäußert, sprechen vom Versagen damaliger kirchlicher Amtsträger und erklären, „Krieg bedeutet immer eine 'Niederlage der Menschheit'“⁷.

Verfolgt man die Aktivitäten der damaligen österreichischen Bischofskonferenz, sieht man, dass sich bei der Herbstkonferenz im Jahr 1915 lediglich fünf von 19 Tagesordnungspunkten mit dem Krieg befassten, von den 27 Tagesordnungspunkten im Herbst 1916 nur zwei Punkte und ebenfalls zwei von den 22 Tagesordnungspunkten im Herbst 1917. Als der Kärntner Bischof Dr. Adam Hefter am 10. November 1917 im Rahmen der Bischofskonferenz über

¹ Archiv der Diözese Gurk (=ADG), Pfarrarchiv (=PA) Kaming Hs. 28.

² ADG, PA Friesach Hs. 418.

³ *Ebenda*.

⁴ *Michaela Sohn-Kronthaler*, Der katholische Episkopat und der Erste Weltkrieg. In: *Maria Mesner u. a. (Hgg.)*, Parteien und Gesellschaft im Ersten Weltkrieg. Das Beispiel Österreich-Ungarn. Wien-Köln-Weimar 2014, S. 159–180, bes. S. 159f. und 174, Anm. 1 bis 5.

⁵ Vgl. jetzt *Peter G. Tropper*, Kirche an der Front. Die Diözese Gurk im Ersten Weltkrieg (1914–1918). Klagenfurt/ Celovec – Ljubljana/ Laibach – Wien/ Dunaj 2015.

⁶ *Martin Lätzel*, Die Katholische Kirche im Ersten Weltkrieg. Zwischen Nationalismus und Friedenswillen. Regensburg 2014. Vgl. auch *Thomas Nipperdey*, Religion im Umbruch: Deutschland 1870–1918. München 1988 (= Beck'sche Reihe, 363).

⁷ <http://www.kathweb.at/site/focus/database/61758.html> (27.01.2015).

das vom Papst so positiv aufgenommene „Weltfriedensprogramm des weißen Kreuzes“ referierte, wurde beschlossen, „die Eingabe ad acta zu legen.“⁸

Der Krieg wurde von der Kirche angesehen als Geißel Gottes, als Folge der Sünden, als Buße. Zwar hatte man zunächst, aus einer gewissen Kriegsbegeisterung heraus, gemeint, eine neue Welle der Evangelisierung und zunehmender Frömmigkeit durch den Krieg zu erleben, doch wich diese Auffassung rasch angesichts des zu Tage tretenden Elends. Hefter formulierte im Hirtenbrief des Jahres 1915: „Gewiß, gerecht ist der Kampf. Trotzdem aber bleibt er eine furchtbare Heimsuchung Gottes. Elend, dein Name ist Krieg.“⁹ Wie groß dieses Elend tatsächlich war, ist heute kaum mehr nachzuvollziehen: Schon im Februar 1915 erging ein Rundschreiben an den Klerus über die Ernährung in Kriegszeiten, ein Monat später die Aufforderung zur Sparsamkeit im Mehlverbrauch zu Ostern. Im Jahr darauf wurde sogar die Herstellung der Osterreindlinge verboten, und im Frühjahr 1917 war das Leder für Schuhsohlen ebenso zum begehrten, da fehlenden Rohstoff geworden wie das Petroleum¹⁰.

Von Beginn an wurde der Weltkrieg in Österreich als gerechter Krieg angesehen. Anfängliche Siege der Mittelmächte wurden als Beweis dafür erachtet, dass Gott mit diesen Soldaten war. Die Kriegszeit wurde als Bußzeit betrachtet, der Krieg als Strafgericht Gottes mit der Aufforderung zu Buße und Umkehr, als „Aufruf zur Läuterung“¹¹. Die Frage war, wem, welcher Seite Gott helfen würde, da sich ja alle Kriegsmächte auf den gerechten Krieg beriefen, „wenn Freund und Feind zu gleich zu Gott beten, um mit seiner Hilfe, wenn es zur Schlacht kommt, rechnen zu können?“¹²

Die Antwort der Kirche lautete, es sei entscheidend, „wie man Gott anrufe, um sich seiner Huld zu vergewissern.“¹³ Und man meinte, dass Gott „einer Nation sich zuneige, die seiner Liebe sich würdig zeigt.“¹⁴ Denn: „Wenn Kriegsparteien, die sich gegenseitig bekämpfen, zugleich zu Gott um sieghringende Hilfe flehen, so weiß der Heilige Geist, für wen der Sieg und für wen die Niederlage besser ist; aber auch den Unterliegenden, denen der äußere Sieg versagt ist, wird er viel glorreichere innere Siege verleihen, und den Siegern die Gnade, den Sieg nicht zu ihrem Unheil zu mißbrauchen. Der Nutzen des Kriegsgebets sei evident.“¹⁵ Deshalb wurden Waffenerfolge der Mittelmächte von vielen dem Gebet zugeschrieben.

Besondere Kraft schöpften die Soldaten aus dem Empfang der Eucharistie: „Die Hostie wurde als das rechte, wahre Kriegsbrot bezeichnet, [...] Der Altar galt als Wohnung des Kriegsherrn, als Geheimnis des Kriegsglücks und als Quelle der Kriegskraft.“¹⁶ Ein

⁸ Protokoll der XLVIII. Konferenz des bischöflichen Komitees in Wien vom 6. bis zum 13. November 1917. Als Manuskript gedruckt. Wien 1917, S. 11.

⁹ Fürstbischof Adam Hefter (1915): Hirtenbrief. In: Kirchliches Verordnungsblatt für die Diözese Gurk (=KVBl Gurk) 1915 (2), S. 5–10, hier S. 6.

¹⁰ Siehe dazu unten Anm. 84.

¹¹ Theresia Werner, "Gott mit uns". Die Deutung des Ersten Weltkriegs im deutschen Katholizismus. In: *Heidrun Alzheimer/Stephanie Böß (Hg.)*, Glaubenssache Krieg: Religiöse Motive auf Bildpostkarten des Ersten Weltkriegs. Bad Windsheim 2009, S. 68–91, hier S. 75–78. Siehe auch *Edith Petschnigg*, "Hätten wir die Bibel jetzt nicht ...". Aspekte biblisch legitimer Kriegsrhetorik im Ersten Weltkrieg. In: *Schallaburg Kulturbetriebsges. m. b. H (Hg.)*, Jubel und Elend. Leben mit dem Grossen Krieg 1914–1918. Schallaburg 2014, S. 262–265.

¹² Klaus Schreiner, „Helm ab zum Ave Maria“. Kriegstheologie und Kriegsfrömmigkeit im Ersten Weltkrieg. In: Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 25 (2006), S. 65–98, hier S. 71.

¹³ *Ebenda*.

¹⁴ Zit. nach *ebenda*, S. 71.

¹⁵ *Ebenda*.

¹⁶ *Ebenda*, S. 72f.

Klagenfurter Theologieprofessor, Michael Gatterer (1862–1944)¹⁷ aus dem Jesuitenorden, formulierte: „Nicht nur das religiöse oder geistliche Leben der Völker Österreichs fließt aus dem Tabernakel, auch der Bestand und die Macht des Habsburger-Reiches wurzelt im katholischen Glauben, in der heiligen Eucharistie.“¹⁸

Wilhelm Achleitner meinte in der Kriegstheologie eine „Verdrängung des Heiligen Geistes durch Maria“ feststellen zu können: „Die Hirtenbriefe aus der Zeit des Ersten Weltkriegs machen deutlich, dass es offensichtlich einen anthropologischen Bedarf einer Repräsentanz des Weiblichen in der Gottheit gibt, der besonders in der Gefahr virulent wird.“¹⁹ Die Marienfrömmigkeit der Soldaten manifestierte sich in einem im Schützengraben notdürftig errichteten Marienaltar und im Gebet des Rosenkranzes, der im Krieg eine neue Deutung erfuhr²⁰. Über den Rosenkranz im „Kriegseinsatz“ wird berichtet: „Wie die ganze Form des Rosenkranzes die Seelen anspricht, zeigt ein Feldbrief, der berichtet, dass ein katholischer Truppenteil sich sinnreich einen eigenen Rosenkranz geschaffen hatte, der im Ave Maria nach dem Namen Jesus folgende Geheimnisse einschaltete:

1. Der uns Sieg und Frieden verleihen wolle.
2. Der unsern Truppen Mut und Ausdauer schenken wolle.
3. Der den Seelen der Gefallenen die ewige Ruhe verleihen wolle.
4. Der unsere Verwundeten in ihren Leiden trösten wolle.
5. Der unsere Lieben in der Heimat stärken wolle.“²¹

Auch das Skapulier, das Ehrenkleid der Gottesmutter, diente den Soldaten an der Front ebenso als Unterpfand des Schutzes wie die Marien-Medaille. Überhaupt nahm Maria eine prominente Stellung als Schutzfrau Österreichs ein. In Wien zogen im September 1914 8.000 Männer unter der Führung von Kardinal Piffl zum „Heiligtum der Schutzfrau Österreichs“ in der Karmelitenkirche in Döbling. Bei der Prozession bei der Kriegsandacht im Oktober 1915, zu der Piffl aufgerufen hatte, pilgerten mehr als 40.000 Personen mit diesem Gnadenbild zum Stephansdom. Im Jahr darauf waren es 25.000 Beter, die an dieser Prozession teilnahmen²².

Kriegsfrömmigkeit spiegelt sich auch auf den Bildpostkarten des Ersten Weltkriegs. Nicht nur, dass sie eine Brücke in der Kommunikation zwischen Front und Heimat bildeten, sondern sie bestärkten die Soldaten auch im Glauben an himmlischen Beistand und ermutigten dazu, auch schwierigste, ja aussichtslose Situationen durchzustehen. Der Sammelband „Glaubenssache Krieg“²³ dokumentiert dies auf eindrucksvolle Weise.

Zahlreiche Variationen des „Vater unser“ wurden in dieser Zeit geprägt, wobei Form und Inhalt mit kriegsnahen Aussagen verbunden wurden. Es entstand so etwa ein „Russisches Vater unser,“ „Des deutschen Kriegers Vaterunser“ und auch ein bekanntes „Vater Unser

¹⁷ http://www.kathpedia.com/index.php?title=Michael_Gatterer (27.01.2015).

¹⁸ Zit. nach Schreiner (wie Anm. 12), S. 73.

¹⁹ Wilhelm Achleitner, Gott im Krieg. Die Theologie der österreichischen Bischöfe in den Hirtenbriefen zum Ersten Weltkrieg. Wien-Köln-Weimar 1997, S. 452f.

²⁰ Vgl. Schreiner (wie Anm. 12), S. 75f. und bes. 80–82.

²¹ Franz Sawicki, Die katholische Frömmigkeit. Ihre Grundlagen, ihr Wesen und ihr Recht. Paderborn 1921 (= Katholische Lebenswerte, 6), S. 205f.

²² Schreiner (wie Anm. 12), S. 95.

²³ Heidrun Alzheimer/Stephanie Böß (Hg.), Glaubenssache Krieg. Religiöse Motive auf Bildpostkarten des Ersten Weltkriegs. Bad Windsheim 2009.

1914,“ das der österreichische Literat Mirko Jelusich (1886–1969)²⁴, der später zu einer Schlüsselfigur der nationalsozialistischen Kulturpolitik in Österreich werden sollte, verfasste:

„Vater unser, der du bist in dem Himmel,
Aus Not und Tod und Schlachtengetümmel
Heben zum Schwur wir empor die Hand:
Wir sind nicht schuld an dem Weltenbrand!
Geheiligt werde Dein Namen,
Wo Frieden herrscht; uns gönnen sie's nicht!
Siehe, rundum des Hasses Samen
Ist aufgeschossen wie Giftkraut zum Licht:
Es ist kein Kampf von gleich gegen gleich!
Zu uns komme Dein Reich,
Und deine helfende Nähe
Schütze das Recht gegen falsche List!
Dein Wille geschehe,
Auf dass sie alle es inne werden,
Daß eine strafende Macht noch ist
Wie im Himmel, also auch auf Erden!
Gedenke des Schreckens, der uns bedroht:
Gib uns heut unser tägliches Brot
Und gib uns den Mut, der uns aufrecht hält,
Und das Vertrauen auf Deine Huld,
Wenn alles um uns in Trümmer fällt,
Und vergib uns unsere Schuld,
Sofern wir solche begangen hätten,
Als auch wir vergeben unseren Schuldigern:
Wir kämpfen ja nur um der Heimat Stätten,
Die sie mit Feuer und Mord versehr'n
In Versuchung führe uns nicht,
Daß unsere Heere werden zu Horden

²⁴ http://de.wikipedia.org/wiki/Mirko_Jelusich (27.01.2015).

Und statt zu halten strenges Gericht,
Es jenen gleich tun im Sengen und Morden,
Sondern vom Übel uns erlöse!
Ein Wort von Dir, so erliegt das Böse,
Denn Du bist der ewige Richter der Welt!
Drum haben wir unsern ehrlichen Streit
An Deines Thrones Stufen gestellt
Und gehen in den Kampf, zum Letzten bereit
In Deinem heiligsten Namen.
Amen.²⁵

Ein durchaus beliebtes Lied der katholischen Soldaten im Feld, um nicht zu sagen Kampflied, war „Mir nach, spricht Christus, unser Held.“²⁶ Auch das beliebte Lied „Stille Nacht, heilige Nacht“ erfuhr eine Mutation:

„Stille Nacht, heilige Nacht,
Alles schläft, treu nur wacht
Unser Krieger im feindlichen Land
Für sein bedrohtes Vaterland.
Fern von der Heimat er steht;
Höret sein frommes Gebet!

Stille Nacht, heilige Nacht,
Ringsum tobt wilde Schlacht.
Breite, o Gott, deine hilfreiche Hand,
Schütze uns Kaiser und Vaterland!
Führ uns zum endlichen Sieg!
Banne den grausigen Krieg!

Stille Nacht, heilige Nacht,
Christkind hört's, kommt ganz sacht,
Klopft an Tür und Fensterlein:

²⁵ http://www.bildarchivaustria.at/Pages/ImageDetail.aspx?p_iBildID=14302583 (27.01.2015).

²⁶ Heidrun Alzheimer, Religiöse Lieder im Ersten Weltkrieg. In: Heidrun Alzheimer/Stephanie Böß (Hg.), Glaubenssache Krieg (wie Anm. 23), S. 107–130.

„Wartet nur, balde wird Friede sein!

Gott ist ja immer mit euch,

Schütztet sein Österreich.“²⁷

Die einzelnen Waffengattungen stellten sich unter den Schutz eigener Heiliger: Mauritius galt als Schutzpatron der Infanterie, Hubertus als Patron der Jäger und Schützen, Georg war der Heilige der Kavallerie, Josef jener der Pioniere und die heilige Barbara war Schutzheilige der Artillerie.²⁸ Für Österreich besonders wichtig im Ersten Weltkrieg wurde neben der Verehrung des Herzens Jesu der Kult des Heiligen Judas Thaddäus²⁹. Das Kreuz – von dem es einst geheißt hatte: „Unter diesem Zeichen wirst du siegen“ – wurde wiederholt symbolisch verwendet: Ein Eisernes Kreuz als Auszeichnung der Helden, das Rote Kreuz als helfende und heilende Organisation, das Grabkreuz, unter dem die Gefallenen bestattet wurden, schließlich das Kreuz Christi als Glaubenszeichen und Stolz der Christenheit³⁰.

Fürsorge und Verzicht – Der Krieg in der Wahrnehmung der katholischen Kirche Kärntens

Die Diözese Gurk wurde seit November 1910 von dem aus Goldegg in Salzburg stammenden Fürstbischof Balthasar Kaltner regiert. Kaltner, am 12. April 1844 geboren, hatte die Priesterweihe 1868 empfangen, war 1891 Domherr in Salzburg, 1901 Weihbischof und 1909 Generalvikar in Salzburg geworden. Am 2. April 1914 wählte ihn das Salzburger Metropolitankapitel zum Erzbischof von Salzburg³¹.

In der Folge wurde die katholische Kirche in Kärnten vom Propst des Gurker Domkapitels, Guido Bittner³², als Kapitularvikar geleitet. Bittner, Jahrgang 1846, ein Obersteirer, war im Mai 1868 zum Priester geweiht worden und hatte seit 1894 eine Domherrenstelle im Gurker Domkapitel inne. Am 10. Juli 1913 avancierte der 67-jährige zum Dompropst von Gurk. Als Kapitularvikar während der Vakanz nach Bischof Kaltner stand Bittner in der Lenkung der Diözese das Gurker Domkapitel zur Seite. Guido Bittner war somit jener Mann, der die Diözese Gurk zur Zeit der Kriegserklärungen gegen die österreich-ungarische Monarchie zu führen hatte. Die Diözese Gurk zählte am Ende des Jahres 1914 287 Pfarren in 25 Dekanaten mit 387 Weltpriestern und 382.891 Katholiken. Zur Gesamtbevölkerung Kärntens zählten ferner 23.330 Protestanten, 224 Juden und 112 Angehörige anderer Konfessionen³³.

Ein neuer Bischof wurde erst Ende Dezember des Jahres 1914 ernannt. Es war der damals 43 Jahre alte Adam Hefter, ein Bayer aus Prien am Chiemsee, wo er am 6. Dezember 1871 das Licht der Welt erblickt hatte³⁴. Vom Kärntner Bischof Joseph Kahn eingeladen in die priesterarme Diözese Gurk zu kommen, hatte er seit 1890 im Priesterseminar in Klagenfurt,

²⁷ *Gesellschaft vom Silbernen Kreuz zur Fürsorge für heimkehrende Soldaten und Invaliden (Hg.)*, Viribus unitis. Österreich-Ungarn und der Weltkrieg. Ohne Ort 1919, S. 165f.

²⁸ *Inge Weid*, Mit Schutzpatronen in die Schlacht. Heilige auf Bildpostkarten des Ersten Weltkriegs. In: *Heidrun Alzheimer/Stephanie Böß (Hg.)*, Glaubenssache Krieg (wie Anm. 23), S. 145–164.

²⁹ *Natalie Ungar*, Nationalreligiöse Mythen und Kulte während des Ersten Weltkriegs. In: *Ebenda*, S. 165–180, bes. S. 174–176.

³⁰ *Heidrun Alzheimer*, Das Kreuz im Krieg. In: *Ebenda*, S. 214–220.

³¹ http://de.wikipedia.org/wiki/Balthasar_Kaltner (27.01.2015).

³² Er starb am 25. April 1931 als Gurker Dompropst im Alter von 85 Jahren.

³³ Personalstand der Säkular- und Regular-Geistlichkeit in Kärnten im Jahre 1915. Klagenfurt [1915], S. 314f.

³⁴ *Claudia Fräss-Ehrfeld-Kromer*, Adam Hefter - Kirche und Staat in der Ersten Republik. In: *Festschrift für Franz Koschier*. Beiträge zur Volkskunde, Naturkunde und Kulturgeschichte. Klagenfurt 1974 (= Kärntner Museumsschriften, 57), S. 139–176; *Erwin Gatz*, Hefter, Adam. In: *Erwin Gatz (Hg.)*, Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1785/1803 bis 1945. Ein biographisches Lexikon. Berlin 1983, S. 298f.

wo eine theologische Diözesan-Lehranstalt eingerichtet war, studiert und war am 22. Juli 1894 zum Priester geweiht worden. Den Seelsorgestellen als Kaplan und Katechet in St. Leonhard im Lavanttal und in Kellerberg folgte das Studium der klassischen Philologie in Innsbruck, wo er 1901 zum Dr. phil. promoviert wurde.

Nach kurzer Lehrtätigkeit im Stift St. Paul im Lavanttal erlitt er wegen Überarbeitung einen Nervenzusammenbruch und wirkte in der Folge als Professor am Gymnasium im oberösterreichischen Ried, später in Klosterneuburg. Hier lernte er den späteren Wiener Erzbischof Piffl kennen, der ihn 1914 für Gurk vorschlug. Zu diesem Zeitpunkt war Hefter Professor in Mödling. Am 26. Dezember nominierte ihn Kaiser Franz Josef zum Bischof von Gurk. Sein dortiger Amtsvorgänger, Fürsterzbischof Kaltner, erteilte ihm am 7. Februar 1915 in Salzburg die Bischofsweihe. Von der Diözese Gurk ergriff Hefter am 14. Februar 1915 Besitz.

Wenig später, am 20. Mai 1915, wurde der bisherige Ordinariatskanzler Johann Quitt von Hefter zum Generalvikar bestellt, eine Funktion, die er bis zum Jahr 1921 beibehielt. Quitt stammte aus der Gegend von Stainz in der Steiermark, hatte zunächst das Grazer Knabenseminar, dann das Gymnasium in Verona besucht. Der Reifeprüfung in Graz folgte das Studium am Missionsseminar für Zentralafrika in Verona, dann am Priesterseminar in Klagenfurt, wo er auch die Priesterweihe im Juli 1893 empfing. Auf Kaplanstellen in Feldkirchen in Kärnten und in Spittal an der Drau folgte ab 1895 das Studium der Kunstgeschichte an der Grazer Universität. Hier wurde er 1898 zum Dr. phil. promoviert. 1899 wurde er an der Klagenfurter Diözesanlehranstalt zum Dozenten für christliche Kunst und Archäologie, 1909 für Kirchenrecht und 1910 zum Professor für Kirchengeschichte und Kirchenrecht bestellt. Im Jahr 1901 erwarb er in Graz den Grad eines Dr. theol. und wirkte nebenamtlich als Ordinariatssekretär in Klagenfurt, wo er 1913 zum Ordinariatskanzler bestellt wurde und eine Domherrenstelle erhielt. Seine sowohl 1910 als auch 1914 in Betracht gezogene Kandidatur als Gurker Bischof scheiterte an mangelnden rhetorischen Fähigkeiten. Er starb als Propst des Gurker Domkapitels am 1. Mai 1938 im Alter von 67 Jahren.

Bischof Hefter hatte sein Amt in der Diözese Gurk im Februar 1915 angetreten. Wie auch die übrigen Bischöfe der Salzburger und der Wiener Kirchenprovinz fühlte er sich dem Haus Habsburg und der Regierungsform der Monarchie verpflichtet, in strikter Loyalität zum Herrscherhaus: Ausgeformt findet sich dies in einem starken Patriotismus zur Motivierung der in Kärnten stehenden Truppen einerseits und andererseits im Bemühen, die durch den Krieg entstandene Not der Bevölkerung zu lindern. Bischofsmessen und Firmungen an der Front sowie karitative Aktionen für die Armen von Klagenfurt und Villach können als Eckpunkte von Hefters bischöflicher Tätigkeit angesehen werden.

Die Position des Kärntner Bischofs ist keine einfache gewesen: Schon bei Beginn des Krieges hatte eine starke Negativstimmung gegen den slowenischen Klerus in Kärnten eingesetzt, dem man Spionage und Agitation zugunsten Serbiens, ja sogar Hochverrat vorgeworfen hat. Mehrere Priester wurden verhaftet, man sprach von „Pfaffenhetze“ und einem „Kesseltreiben gegen den Klerus.“³⁵ Die durchgeführten Gerichtsprozesse erwiesen die Haltlosigkeit der Verleumdungen, offiziell wurde die Schuldlosigkeit der Geistlichen nicht veröffentlicht. Im April 1916 hatte sich Hefter dazu veranlasst gesehen, sich brieflich an den

³⁵ Peter G. Tropper, Nationalitätenkonflikt - Kulturkampf - Heimatkrieg: Dokumente zur Situation des slowenischen Klerus in Kärnten von 1914 bis 1921. Klagenfurt 2002 (= Das Kärntner Landesarchiv, 28).

Oberkommandierenden der Armee in Kärnten zu wenden, um ihn zu bitten, den Klerus vom Verdacht der Spionage und des Hochverrates zu befreien³⁶.

Man kann den Eindruck gewinnen, dass gerade diese für die Kirche unerfreulichen Tatsachen den Patriotismus im Kärntner Klerus förderten, um dem Vorwurf zu begegnen, die Geistlichkeit habe nichts zugunsten des Staates und seiner Bevölkerung in dieser schweren Zeit unternommen. Ja, der Klerus wurde sogar angewiesen, zu großen patriotischen Taten beizutragen: So erzielte man kirchlicherseits bei der Glockenablieferung, bei der Orgelpfeifenrequirierung und auch bei der Zeichnung der Kriegsanleihen vorzügliche Ergebnisse für das kriegführende Vaterland. Aufrufe von Oberkärntner Bauern im Mai 1916, keine Kriegsanleihen mehr zu zeichnen, um die Regierung dadurch zur rascheren Beendigung des Krieges zu zwingen, wurden von der Kirchenleitung als unsinnige und gefährliche Ansichten abgetan.

Betrachtet man die sozialen Aktivitäten der Kirche in Kärnten, wird man sagen können, dass der Caritasverband ein Kind des Ersten Weltkrieges ist, dessen Gründung von Bischof Hefter bereits 1917 angedacht war. Im Rahmen einer Aktion des Gurker Bischofs im Jahr 1916 für die Kriegswaisen konnten fast 1.000 Familien dafür gewonnen werden, ein Kriegswaisenkind bei sich aufzunehmen. Eine ebenfalls von der Kirche durchgeführte Lebensmittelsammlung für die Armen von Klagenfurt und Villach brachte bemerkenswerte Ergebnisse zustande, und im Sommer 1918 bat der Bischof die Kärntner Bevölkerung um Hilfe für die hungernden Stadtkinder.

Wiederholt wurde der Bischof zu geistlichen Funktionen im Feld gebeten, etwa im Jänner 1915 zur Einweihung der vom freiwilligen Schützenbataillon Salzburg auf dem Naßfeld bei Tröpolach erbauten Kapelle³⁷ oder zur Einweihung des erweiterten Friedhofes in Oberdrauburg am 24. Oktober 1916³⁸.

Der Regimentskommandant der Kärntner freiwilligen Schützen, Georg Teppner, bedankte sich ebenso für die Übermittlung des bischöflichen Hirtenbriefes und der Spende des Bischofs ebenso wie Oberst Rath am 20. April 1916 für die dem Feldkanonenregiment Nr. 9 gewährte bischöfliche Zuwendung³⁹.

All dies kennzeichnet durchaus die patriotische Haltung des Gurker Bischofs. Nur in einem einzigen Fall trat Bischof Hefter den vorgeblichen Erfordernissen der Situation entgegen: In einem „Offenen Brief“ an den Landespräsidenten und an den Bürgermeister von Klagenfurt verwahrte sich der Gurker Bischof 1917 gegen die Errichtung eines neuen öffentlichen Hauses in Klagenfurt⁴⁰. Die Antwort des Generaloberst Krobotin darauf stammt vom 6.

³⁶ Fürstbischof Adam Hefter (10.04.1917): Schützt seinen Klerus vor den Verdächtigungen des Generals Rohr. ADG, Militaria Karton 3, Kriegsakten Fürstbischof, Kriegspsychose.

³⁷ Freiwillige Schützen: Regimentskommandant dankt dem Fürstbischof für den Hirtenbrief und die Spende von 1000 Kronen. ADG, Militaria Karton 3, Kriegsakten Fürstbischof, Fürstbischof an der Front.

³⁸ 94. Infanterietruppendivisionskommando (9. Jänner 1916): Bittet Fürstbischof Hefter, die Einweihung der Kapelle auf dem Naßfeld bei Tröpolach im Gailtal am 12. Jänner 1915 vorzunehmen. ADG, Militaria Karton 3, Kriegsakten Fürstbischof, Fürstbischof an der Front.

³⁹ Oberst Rath (20.04.1916): Dankt dem Fürstbischof für den Hirtenbrief und die Spende. ADG, Militaria Karton 3, Kriegsakten Fürstbischof, Fürstbischof an der Front.

⁴⁰ Fürstbischof Adam Hefter (1917): "Offener Brief". Verwahrungen gegen ein neues "öffentliches Haus" in Klagenfurt. In: Kirchliches Ordnungsblatt für die Diözese Gurk (=KVBl Gurk) 1917 (8), S. 48–49. Vgl. dazu Julia Walleczek-Fritz, "Unerlaubter Verkehr", Feldbordelle und Schutzmittel. Sexualität im Ersten Weltkrieg. In: Schallaburg Kulturbetriebsges. m. b. H (Hg.), Jubel und Elend (wie Anm. 11), S. 276–279.

August 1917 und versuchte dem Bischof die Notwendigkeit entsprechender „Maßnahmen gegen das geheime Dirnenwesen und dessen strengster Überwachung“ darzulegen⁴¹.

Weisungen und Hirtenbriefe

Am Beginn der offiziellen Verlautbarungen der Diözesanleitung zum Weltkrieg steht naturgemäß die Nachricht von der Ermordung des Thronfolgerpaares am 28. Juni 1914⁴². Dieser von Kapitularvikar Guido Bittner veröffentlichten Weisung zur Abhaltung eines feierlichen Trauergottesdienstes⁴³ folgte nicht nur die Anordnung zur Weihe an das Heiligste Herz Jesu⁴⁴, sondern auch ein Predigt-Entwurf für die Kriegszeit.⁴⁵

Nach dem Ende der Sedisvakanz durch die Ernennung Hefters zum neuen Bischof von Gurk wandte sich dieser mit einem Hirtenbrief zur Kriegszeit an die Kärntner Katholiken.⁴⁶ Bereits im April 1915 erließ Ordinariatskanzler Quitt Weisungen für den Kriegsfall mit Italien⁴⁷.

Der Hirtenbrief des Gurker Bischofs zum Kriegseintritt des Nachbarlandes Italien stammt vom 29. Mai 1915. Hefter schrieb: „An den Grenzen unseres Landes steht ein neuer Feind! Ein beispielloser Treubruch! Gott wird darüber richten! Der Hass der kirchenfeindlichen Geheimbündler, der alles unterwühlenden Freimaurer, hat den Sieg davon getragen über Treue und Recht. Das katholische Österreich wollen sie vernichten. Aber der Endsieg liegt in Gottes Hand. Darum keine Furcht! Der alte Gott lebt noch. Auf ihn vertraut und auf die Fürbitte Mariens, der Schutzfrau Österreichs!

Betet für unseren lieben Kaiser, betet für unser Vaterland, betet für unsere braven Soldaten und arbeitet mit nach allen Kräften an der Rettung und dem Siege des Vaterlandes. Alles, was Waffen tragen kann, eilt zu den Fahnen, der alte Heldengeist lebt wieder auf.

Die Ihr zu Hause bleiben müsst, arbeitet mit doppeltem Eifer, helft einander in der Not bei der Arbeit, stellt Euch zur Verfügung für die Verwundeten und Kranken, helft den Armen und Notleidenden, helft den Brüdern, die Haus und Hof verlassen mussten. Die Liebe Christi lebe in euch wieder auf und der Geist der Selbstverleugnung, der Busse. Haltet Umschau in eurem Gewissen. Kriegszeit ist Busszeit. Naht euch den heiligen Sakramenten!“⁴⁸

⁴¹ Generaloberst Krobotin (06.08.1917): Erläutert Bischof Hefter die Notwendigkeit eines zweiten "öffentlichen Hauses" in Klagenfurt. ADG, Militaria Karton 3, Kriegsakten Fürstbischof.

⁴² Kapitularvikar Bittner, Guido (30.06.1914): Nachricht von der Ermordung des Thronfolgerpaares am 28. Juni 1914. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus.

⁴³ Kapitularvikar Bittner, Guido: Ableben des Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand. In: KVBl Gurk 1914 (4), S. 33.

⁴⁴ Gurker Kapitular-Konsistorium (1914): Weihe an das heiligste Herz Jesu. In: KVBl Gurk 1914 (8), S. 79–83. Hier hieß es: „Unser Kampfes- und Siegeszeichen ist das heiligste Herz Jesu! [...] Liebreichster Jesus, siehe, ein blutiger Krieg hat jetzt schon Sorge, Schmerz und Trauer über uns gebracht. Erbarme dich unserer Väter, Gatten, Söhne und Brüder, die im Felde stehen. Gib ihnen Mut und Kraft, dass sie die Feinde besiegen. Führe sie glücklich zu uns zurück, oder wenn sie nicht mehr unter den Lebenden sind, gib ihnen zum Lohne für ihr Opfer das ewige Leben in deiner Anschauung. Segne unsern Kaiser, das kaiserliche Haus und unser Vaterland, das dir ewige Glaubenstreue halten will. Kürze ab die Tage unserer Heimsuchung. Die Ehre eines Sieges gehöre dir und die Segnungen des Friedens wollen wir dankbar als ein Geschenk deiner Güte betrachten.“

⁴⁵ Kapitularvikar Bittner, Guido (o. D. [1915]): Predigt-Entwurf. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus.

⁴⁶ Fürstbischof Adam Hefter (1915): Hirtenbrief. Kriegszeit. In: KVBl Gurk 1915 (2), S. 5–10.

⁴⁷ Kanzler Quitt, Johann (21.04.1915): Weisungen im Kriegsfall. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus.

⁴⁸ Fürstbischof Adam Hefter (1915): Hirtenbrief. Kriegseintritt Italiens. In: KVBl Gurk 1915 (6), S. 33.

Die Pastorkonferenz des Jahres 1915 behandelte die Aufgaben der Seelsorger in der Zeit nach dem Krieg⁴⁹. Das Rundschreiben an den Klerus vom 14. August 1916 ventilierte den Bau einer Gedächtniskirche an der Kärntner Front⁵⁰. Die Führung einer Kriegschronik im „*liber memorabilium*“ wurde den Pfarren vom Ordinariat verbindlich vorgeschrieben⁵¹. 1917 folgte ein Hirtenbrief des Bischofs anlässlich der Befreiung des Landes Kärnten vom Feinde⁵².

Zahlreiche Erlässe der Kirchenleitung betrafen auch das religiöse Leben in den Pfarren. So wurde Ende September 1914 die Empfehlung ausgesprochen, Volksmissionen in den Pfarren abzuhalten⁵³.

Ständig wurde die Kanzel benützt, um Anordnungen der staatlichen und militärischen Behörden zu verlautbaren, etwa, wenn es darum ging, das Verbot der Ausstattung von Kriegsgefangenen mit Zivilkleidern auszusprechen⁵⁴, ein generelles Verbot der Osterfeier⁵⁵ zu verkünden, die Einführung der Sommerzeit⁵⁶ bekannt zu machen oder der Bevölkerung das Verhalten bei eventuellen Fliegerangriffen⁵⁷ beizubringen. Anfang Juni 1915 wurde ein Trauergottesdienst für die Gefallenen im ersten Kriegsjahr angeordnet⁵⁸. Mehrere Weisungen behandeln die Seelsorge an den Kriegsgefangenen⁵⁹ und auch des Militärs, vornehmlich Erleichterungen bei der Eheschließung⁶⁰, aber auch die Benützung der Kirchen für akatholische Gottesdienste⁶¹.

Immer wieder wurden Betstunden um den Frieden angeordnet⁶². Anfang April 1916 erging die Weisung, „dass die Mai-Andacht als Kriegsandacht gehalten und dabei jedesmal das

⁴⁹ Gurker Ordinariat (1916): Generalerledigung der Pastorkonferenzen des Jahres 1915 (Schluß). Welche besonderen Aufgaben erwarten die Seelsorger nach dem Kriege? In: KVBI Gurk 1916 (13), S. 75–80.

⁵⁰ Generalvikar Quitt, Johann (14.08.1916): Erbauung einer Gedächtniskirche an der Kärntner Front. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus.

⁵¹ Gurker Ordinariat (1916): Kriegschronik im "liber memorabilium". In: KVBI Gurk 1916 (3), S. 13–14.

⁵² Fürstbischof Adam Hefter (1918): Fastenhirtenbrief. In: KVBI Gurk 1918 (1), S. 1–6.

⁵³ Gurker Kapitular-Konsistorium: Volksmissionen während des Krieges. In: KVBI Gurk 1914 (7), S. 77–78.

⁵⁴ Generalvikar Quitt, Johann (01.07.1915): Verabfolgung von Zivilkleidern an Kriegsgefangene (verboten). ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus.

⁵⁵ Fürstbischof Adam Hefter (19.04.1916): Verbot der Osterfeier. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus.

⁵⁶ Generalvikar Quitt, Johann (25.04.1916): Einführung der Sommerzeit. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus. Generalvikar Quitt, Johann (27.03.1917): Wiedereinführung der Sommerzeit. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus. Generalvikar Quitt, Johann (10.04.1918): Sommerzeit dauert vom 15. 4. bis 15. 9. 1918. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus.

⁵⁷ Generalvikar Quitt, Johann (02.04.1917): Verhalten bei eventuellen Fliegerangriffen. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus.

⁵⁸ Generalvikar Quitt, Johann (17.07.1915): Trauergottesdienst für die Gefallenen im I. Kriegsjahre. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus.

⁵⁹ Generalvikar Quitt, Johann (26.10.1915): Seelsorge für die Kriegsgefangenen. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus.

⁶⁰ Generalvikar Quitt, Johann (23.11.1915): Ehedispens von Tempus clausum. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus. Generalvikar Quitt, Johann (20.03.1916): Osterbeichte für Militär. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus. Generalvikar Quitt, Johann (15.02.1918): Eheangelegenheiten der Militärpersonen. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus.

⁶¹ Generalvikar Quitt, Johann (03.04.1916): Überlassung katholischer Kirchen für akatholischen Gottesdienst. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus. Generalvikar Quitt, Johann (28.09.1917): Überlassung katholischer Kirchen für akatholischen Militärgottesdienst. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus.

⁶² Generalvikar Quitt, Johann (27.03.1917): Betstunden um einen baldigen ehrenvollen Frieden. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus.

Friedensgebet des Papstes gebetet werden soll.“⁶³ Im Mai desselben Jahres wurde die „Unterlassung von Prozessionen“ angeordnet⁶⁴. Im Monat Oktober sollte die Rosenkranzandacht als Kriegsandacht gehalten werden⁶⁵, und im März 1917 wies das Ordinariat die Pfarren an, Betstunden um einen baldigen ehrenvollen Frieden abzuhalten⁶⁶.

Für den 11. November 1917 war in allen Pfarrkirchen ein Dankgottesdienst für die Befreiung Kärntens vom Feind durchzuführen⁶⁷.

Karitativer Bereich

Beachtenswerte Initiativen vermochte die Kärntner Kirche im karitativen Bereich zu setzen⁶⁸. Im Oktober 1915 erging die Weisung des Generalvikars, am Allerseelentag eine Kirchensammlung zugunsten des Witwen- und Waisenhilfsfonds durchzuführen⁶⁹, und im November wurde um Gaben für die Weihnachtsbescherung bedürftiger Kriegerwaisen gebeten⁷⁰.

Überhaupt spielte die Waisenfürsorge in Kärnten eine große Rolle⁷¹: Im März 1916 wandte sich der Bischof mit der Bitte an den Klerus, „katholische Familien zu finden, die entweder unentgeltlich oder auch gegen einen entsprechenden Erziehungsbeitrag sich der armen Waisen annehmen.“⁷²

Diese Aktion des Gurker Bischofs brachte folgendes Ergebnis: „957 Familien [hatten sich] beim f. b. Ordinariate durch Vermittlung der hochw. Herren Seelsorger zur Aufnahme von Kriegerwaisenkindern bereit erklärt. Von diesen nehmen 632 Familien unentgeltlich, 277 Familien gegen Entgelt die Kinder auf.“⁷³

Auch im Kriegsjahr 1916 wurde um Spenden zur Weihnachtsbescherung bedürftiger Kriegswaisen ersucht⁷⁴ und um Opfer für die österreichischen Kriegsgefangenen gebeten⁷⁵. Wiederholt wurden Berichte über die Kriegsfürsorgetätigkeit des Klerus angefordert⁷⁶.

⁶³ Generalvikar Quitt, Johann (02.04.1916): Maiandacht als Kriegsandacht. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus.

⁶⁴ Generalvikar Quitt, Johann (19.05.1916): Unterlassung von Prozessionen. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus.

⁶⁵ Generalvikar Quitt, Johann (15.09.1916): Rosenkranzandacht als Kriegsandacht. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus. Generalvikar Quitt, Johann (28.09.1917): Rosenkranzandacht im Oktober als Kriegs- und Friedensandacht. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus.

⁶⁶ Gurker Ordinariat (1917): Betstunden um einen baldigen ehrenvollen Frieden. In: KVBl Gurk 1917 (3), S. 18–19.

⁶⁷ Diözese Gurk (1917): Dankgottesdienst für die Befreiung Kärntens vom Feinde. In: KVBl Gurk 1917 (10), S. 64.

⁶⁸ Zur Kriegs-Fürsorge und den Hilfsaktionen siehe *Hans Doliner*, Das Land Kärnten im Weltkrieg 1914 – 1918. Diss. Innsbruck 1951, S. 173–176, zur Invalidenfürsorge *ebenda*, S. 182–184.

⁶⁹ Generalvikar Quitt, Johann (29.10.1915): Witwen- und Waisenhilfsfond - Kirchensammlung am Allerseelentage. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus.

⁷⁰ Fürstbischof Adam Hefter (06.12.1915): Richtlinien für Krieger- und Waisenfürsorge. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus.

⁷¹ Fürstbischof Adam Hefter (29.10.1915): Richtlinien für Kriegerwaisenfürsorge. In: KVBl Gurk 1915 (11), S. 85f. Veröffentlicht wurde dieses Schreiben am 24. Dezember 1915.

⁷² Fürstbischof Adam Hefter (05.03.1916): Waisenfürsorge, Plätze für Kinder. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus.

⁷³ Fürstbischof Adam Hefter (1916): Die Krieger-Waisenfürsorge. In: KVBl Gurk 1916 (7), S. 30–31, hier S. 31.

⁷⁴ Generalvikar Quitt, Johann (25.11.1916): Weihnachtsbescherung bedürftiger Krieger-Waisen. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus.

Von besonderer Bedeutung erweist sich die von Bischof Hefter initiierte Lebensmittelsammlung für die Armen⁷⁷ von Klagenfurt und Villach, die er am Beginn des Jahres 1917 von den Kärntner Pfarrämtern durchführen ließ und zu der er insbesondere die Landbevölkerung aufrief⁷⁸. Das Gesamtgewicht der daraufhin gespendeten und an die Bischofsresidenz in Klagenfurt gelieferten Lebensmittel betrug mehr als 51,7 Tonnen, zusätzlich gingen Geldspenden in der Höhe von knapp 20.500 Kronen ein⁷⁹. 12.095 Menschen konnten aus dem Erlös dieser Sammlung beteiligt werden⁸⁰. Von ähnlicher Bedeutung wie die Aktion Hefters im März 1916 für die Kärntner Waisenkinder war „des Bischofs Bitte für die hungernden Stadtkinder“ Ende Juni 1918⁸¹.

Lebensmittel- und Rohstoff-Knappheit

Sehr bald schon zeigte sich, dass Kärnten nicht über die entsprechenden Vorräte an lebenswichtigen Lebensmitteln⁸² und Rohstoffen⁸³ verfügte. Knapp zwei Dutzend Erlässe der Gurker Kirchenleitung betrafen die Lebensmittel- und Rohstoffknappheit in Kärnten⁸⁴:

08.02.1915: Ernährung in Kriegszeiten.

25.02.1915: Verkehr mit Getreide und Mahlprodukten.

26.03.1915: Sparsamkeit im Mehlverbrauch auch zu Ostern.

24.06.1915: Kriegsernährung - Belehrung der Bevölkerung.

05.07.1915: Sammlung von Kupfer aus Kirchen - Pauken.

14.09.1915: Verbot des Verkaufes von Getreide und Hülsenfrüchten.

13.10.1915: Waldfrüchte, deren Verwertung als Futtermittel.

Dezember 1915: Getreide- und Mahlprodukten-Verbrauch und Aufbringung.

09.03.1916: Erhaltung des Sparsinns im Getreideverbrauch.

04.04.1916: Hostienmehl.

⁷⁵ Generalvikar Quitt, Johann (07.04.1916): Opfer für unsere Kriegsgefangenen. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus.

⁷⁶ Generalvikar Quitt, Johann (21.04.1916): Berichte über die Kriegsfürsorgetätigkeit des Klerus. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus.

⁷⁷ Zur Fürsorge für die Zivilbevölkerung *Doliner* (wie Anm. 68), S. 184–195; *Hannes Stekl*, „Die Verelendung der Mittelklassen nimmt ungeahnte Dimensionen an ...“. In: *Alfred Pfoser/Andreas Weigl (Hg.)*, Im Epizentrum des Zusammenbruchs. Wien im Ersten Weltkrieg. Wien 2013, S. 88–95.

⁷⁸ Fürstbischof Adam Hefter (1917): Weisungen an die hochw. Pfarrämter betreffs des Fastenalmosens. In: KVBI Gurk 1917 (1), S. 1–2.

⁷⁹ Fürstbischof Adam Hefter (1917): Dank des hochwürdigsten Herrn Fürstbischofs für die tatkräftige Mitwirkung an der Lebensmittelsammlung für die Armen von Klagenfurt und Villach. In: KVBI Gurk 1917 (3), S. 13–18.

⁸⁰ Ebenda.

⁸¹ Fürstbischof Adam Hefter (1918): Des Bischofs Bitte für die hungernden Stadtkinder. In: KVBI Gurk 1918 (6), S. 45–46.

⁸² *Hannes Etzlsdorfer*, „Schwer, sich an die fleischlose Kost zu gewöhnen“. Strategien gegen den großen Hunger im Großen Krieg. In: *Schallaburg Kulturbetriebsges. m. b. H (Hg.)*, Jubel und Elend (wie Anm. 11), S. 308–315.

⁸³ Zur Lebensmittel- und Rohstoff-Versorgung *Doliner* (wie Anm. 68), S. 109–147. *Hubert Weitensfelder*, „Kriegsware“. Ersatzstoffe in Produktion und Alltag. In: *Alfred Pfoser/Andreas Weigl (Hg.)*, Im Epizentrum des Zusammenbruchs (wie Anm. 77), S. 172–179.

⁸⁴ Sämtliche Weisungen in: ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus.

04.04.1916: Verbot des Osterreindlings.
20.05.1916: Woll- und Kautschuksammlung.
05.09.1916: Hostienbezug.
24.10.1916: Opferwein-Bezug.
25.11.1916: Beschaffung von Hostienmehl.
04. 01.1917: Schuhsohlenleder.
10.03.1917: Schuhsohlenleder.
10.03.1917: Versorgung mit Petroleum.
05.11.1917: Schuhe für die Geistlichen.
12.12.1917: Eieranforderung.
15.02.1918: Seifenbezug für die Kirchen.
08.05.1918: Bezug von Opferwein.
08.05.1918: Getreideablieferung.

Patriotismus

Als Stützen der Habsburgermonarchie galten stets das Heer, die Beamten und der Klerus. Letzterer ließ es nicht an patriotischen Zeugnissen während der Zeit des „Großen Krieges“ fehlen. Bereits im September 1914 wurden die Geistlichen in Kärnten angewiesen, zwecks Beruhigung der Bevölkerung die staatlichen „Aufrufe, Belehrungen und Aufklärungen“ nach Möglichkeit zu verbreiten, und ersucht, „zur weitesten und aufklärendsten Verbreitung solcher Erlässe der k.k. Regierung werktätig durch Verkünden und Erläutern von der Kanzel oder auf andere zweckdienliche Art tunlichst eifrig beizutragen.“⁸⁵

Ein erstes Rundschreiben über die Sammlung von Metall, insbesondere der Kirchenglocken, stammt vom 25. Mai 1915⁸⁶; im Juni dieses Jahres wurde nicht nur der Mangel an Teilmünzen beklagt⁸⁷, sondern auch eine Zusammenstellung der Dächer von Kultusgebäuden aus Kupferblech von den Pfarrämtern eingefordert⁸⁸. Im Oktober 1915 konnte der Generalvikar dem Klerus mitteilen: „Die Nachfrage um unentgeltliche Überlassung von Kirchenglocken hat das erfreuliche Ergebnis gezeitigt, dass 72 Glocken der Diözese der Heeresverwaltung gratis überlassen werden.“⁸⁹

In diesen Monat fällt auch die Ausgabe der dritten Kriegsanleihe. Für die ersten beiden Kriegsanleihen hatten kirchliche Einrichtungen und der Klerus in Kärnten rund eine Million

⁸⁵ Kapitularvikar Bittner, Guido (04.09.1914): Verbreitung von Aufrufen durch den Clerus. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus.

⁸⁶ Generalvikar Quitt, Johann (25.05.1915): Metallsammlung - Kirchenglocken. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus.

⁸⁷ Generalvikar Quitt, Johann (08.06.1915): Mangel an Teilmünzen. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus.

⁸⁸ Generalvikar Quitt, Johann (05.07.1915): Sammlung von Kupfer aus Kirchen - Pauken. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus.

⁸⁹ Generalvikar Quitt, Johann (04.10.1915): Inanspruchnahme der Kirchenglocken. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus.

Kronen aufgebracht, davon allein das Bistum Gurk und das Benediktinerstift St. Paul im Lavanttal gemeinsam eine halbe Million Kronen. Die Kriegshilfsaktion „Gold gab ich für Eisen“ wurde ebenfalls durch Rundschreiben an den Klerus beworben⁹⁰. Den beiden Verständigungen über die Inanspruchnahme der Kirchenglocken im Februar 1916⁹¹ folgte ein Hirtenbrief aus Anlass der Glockenablieferung, in dem Bischof Hefter versuchte, der Bevölkerung Trost für diesen Verlust zu spenden⁹². Nationale Fahnen und Abzeichen auf kirchlichen Gebäuden anzubringen, wurde verboten⁹³.

Das Kriegsjahr 1916 brachte die 4. und die 5. Kriegsanleihe⁹⁴. Schon bei der 4. Kriegsanleihe scheint es Probleme gegeben zu haben, denn der Generalvikar ließ den Klerus wissen: „Nach Mitteilung des k. k. Landespräsidiums soll unter der bäuerlichen Bevölkerung in Kärnten und zwar namentlich in Oberkärnten das Schlagwort verbreitet sein, keine Kriegsanleihe zu zeichnen, um auf diese Weise die Regierung zur rascheren Beendigung des Krieges zu zwingen. Mit Rücksicht auf die Gefährlichkeit dieses Schlagwortes ist einer Weiterverbreitung derartiger unsinniger Ansichten nachdrücklichst entgegenzutreten und die bäuerliche Bevölkerung entsprechend zu belehren.“⁹⁵

Wenig später wurden die Pfarren aufgefordert, die Glockengelder in die Kriegsanleihe zu investieren⁹⁶ und kirchliche Metallgegenstände abzuliefern⁹⁷. 1917 wurden die Orgelpfeifen für die Metallbeschaffung zur Kriegsführung in Anspruch genommen⁹⁸. Die musikwissenschaftliche Forschung verdankt diesem Umstand genaue Beschreibungen der Orgeln in den einzelnen Kirchen Kärntens.

Am Anfang des Jahres 1918 wurden zwei patriotische Projekte Bischof Hefters propagiert, die Errichtung einer Kriegergedächtniskirche und der Wiederaufbau von Maria Luschari⁹⁹.

Einer Umfrage des Apostolischen Feldvikariates zufolge waren aus der Diözese Gurk seit dem Beginn des Krieges bis zum Oktober 1917 21 Weltpriester und sieben Ordensgeistliche für die Militärseelsorge einberufen worden¹⁰⁰.

⁹⁰ Generalvikar Quitt, Johann (05.11.1915): Kriegshilfsaktion "Gold gab ich für Eisen". ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus.

⁹¹ Generalvikar Quitt, Johann (07.02.1916): Inanspruchnahme der Kirchenglocken. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus. Generalvikar Quitt, Johann (25.02.1916): Inanspruchnahme der Kirchenglocken. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus.

⁹² Fürstbischof Adam Hefter (1916): Hirtenbrief aus Anlaß der Glockenablieferung. In: KVBI Gurk 1916 (7), S. 29–30.

⁹³ Fürstbischof Adam Hefter (1916): Nationale Fahnen und Abzeichen auf Kirchen und Pfarrhöfen. In: KVBI Gurk 1916 (11), S. 50–51.

⁹⁴ Generalvikar Quitt, Johann (07.11.1916): 5. Kriegsanleihe - Werbetätigkeit. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus.

⁹⁵ Generalvikar Quitt, Johann (04.12.1916): 5. Kriegsanleihe - Propaganda. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus.

⁹⁶ Generalvikar Quitt, Johann (04.12.1916): Zur Glockenabnahme. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus. Generalvikar Quitt, Johann (22. Jänner 1917): Glockengelder als Kriegsanleihe. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus.

⁹⁷ Generalvikar Quitt, Johann (05.02.1917): Ablieferung kirchlicher Metallgeräte. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus.

⁹⁸ Generalvikar Quitt, Johann (12.12.1917): Abgabe der Orgelpfeifen. ADG, Militaria, Karton 6. Rundschreiben an den Klerus.

⁹⁹ Fürstbischof Adam Hefter (1918): Hirtenwort über den Wiederaufbau von Maria Luschari. In: KVBI Gurk 1918 (2), S. 16–17.

¹⁰⁰ ADG, Ordinariatsprotokoll 1917, Zl. 4040.

Die Situation des slowenischen Klerus¹⁰¹ in Kärnten zwischen 1914 und 1921 beleuchtet die in der Buchreihe des Kärntner Landesarchivs herausgegebene Aktenpublikation „Nationalitätenkonflikt – Kulturkampf – Heimatkrieg“¹⁰². Eine bereits am Beginn des Ersten Weltkrieges einsetzende Kette von Repressalien gegen Angehörige des slowenischen Klerus in Kärnten wegen angeblicher Störung der öffentlichen Ruhe oder gar wegen Hochverrates fand ihre Fortsetzung in der Verfolgung einzelner Geistlicher im Winter 1918/19 – „aufhängen oder niedermachen“ - sowie in der Plünderung von Pfarrhäusern durch die einheimische Bevölkerung und Volkswehrtruppen im Mai des Jahres 1919. Dies wird – nicht nur – durch die diesbezüglichen Proteste der Kirchenleitung eindeutig belegt.

Es traf aber nicht nur Angehörige des slowenischen Klerus, sondern auch des deutschen Klerus in Kärnten: So etwa wurde auch der Dechant von St. Veit an der Glan, der spätere christlichsoziale Abgeordnete Konrad Walcher (1871–1928)¹⁰³ festgenommen und eine Untersuchung wegen des Verdachtes, „eine Handlung unternommen zu haben, durch welche für die eigenen militärischen Operationen eine Gefahr hätte entstehen können“, gegen ihn eingeleitet¹⁰⁴.

Großer Wert wurde der kirchlichen Vereinsarbeit und der Sorge um den Bauernstand beigemessen.

Eine Friedensinitiative

Mit Ausnahme des Dekretes des Vatikans vom 10. Jänner 1915 mit dem Friedensgebet des Hl. Vaters und dem dadurch zu erwerbenden Ablass fanden die Aufrufe des Papstes keinen Niederschlag in den Verlautbarungen des Gurker Ordinariates. So sind bislang auch keine Friedensinitiativen bekannt, an denen der Kärntner Klerus erheblichen Anteil gehabt hätte – mit einer Ausnahme: Der aus St. Kanzian am Klopeinersee stammende und an der Grazer Universität als Theologieprofessor wirkende Geistliche Johannes Ude (1874–1965)¹⁰⁵ veröffentlichte in seiner Schriftenreihe „Zeit- und Streitschriften“ als 16. Bändchen das von seinem Mitarbeiter Max Joseph Metzger (1887–1944)¹⁰⁶ entworfene „Weltfriedensprogramm vom Weißen Kreuz“.

Metzger hoffte, als Generalsekretär des „Kreuzbündnisses, Verband abstinenter Katholiken“, dessen Zentrale in Graz unter Udes Leitung stand, seine Visionen einer Erneuerung der Christenheit umsetzen zu können. Dieses Programm wurde auch an den Papst gesandt und von diesem begrüßt. Bischof Hefter trug das Anliegen des „Weltfriedenswerkes“ der Bischofskonferenz vor, die beschloss, das Programm nicht weiter zu verfolgen, sondern es zu den Akten zu legen.

Am 26. Oktober 1918 hatte Bischof Hefter den Aufruf verlautbart, eine „Betstunde zur Erflehung des Friedens nach Aussen und zur Erhaltung des Friedens im Inneren“¹⁰⁷

¹⁰¹ Vgl. dazu *Mitja Slane*, Kirche und Nation: Die slowenische nationale Frage und der Katholizismus bis zum I. Weltkrieg. Klagenfurt 2003 (= *Studia Carinthiaca*, Bd. 23).

¹⁰² *Peter G. Tropper*, Nationalitätenkonflikt - Kulturkampf – Heimatkrieg (wie Anm. 35).

¹⁰³ http://de.wikipedia.org/wiki/Konrad_Walcher (27.01.2015).

¹⁰⁴ General Rohr (26.06.1915): Benachrichtigt Fürstbischof von Erhebungen gegen Dechant Konrad Walcher in St. Veit. ADG, Militaria Karton 3, Kriegsakten Fürstbischof, Kriegspsychose.

¹⁰⁵ http://de.wikipedia.org/wiki/Johannes_Ude (27.01.2015).

¹⁰⁶ http://de.wikipedia.org/wiki/Max_Josef_Metzger (27.01.2015).

¹⁰⁷ Fürstbischof Adam Hefter (26.10.1918): Betstunde zur Erflehung des Friedens nach Aussen und zur Erhaltung des Friedens im Inneren. ADG, Militaria Kart. 3, Erster Weltkrieg und südslawische Besetzung,

abzuhalten. Drei Tage später, am 29. Oktober 1918, wurde in Ljubljana/Laibach die Trennung Sloweniens von der Habsburgermonarchie verkündet. Südslawische Truppen begannen daraufhin mit der Besetzung der südlichen Teile des Landes Kärnten. Zum Zeitpunkt der Gründung des Königreiches der Serben, Kroaten und Slowenen am 1. Dezember 1918 standen südslawische Einheiten in Bleiburg, in St. Paul im Lavanttal, in Lavamünd, in Griffen und in Völkermarkt. „Der Krieg nach dem Krieg“¹⁰⁸ in Kärnten wurde erst 1920 beendet.

In der Bevölkerung führte die Nachricht über die Verhandlungen zu einem Waffenstillstand – der am 3. November zwischen Österreich und der Entente in der Villa Giusti bei Padua unterzeichnet wurde – Anfang November 1918 in Klagenfurt, Villach und St. Veit an der Glan „zu Massenaufläufen und Ausschreitungen ernster Natur.“¹⁰⁹ Der Pfarrer von Villach-St. Nikolai hält für die Geschichte seiner Pfarre im Jahr 1918 fest: „Die zwei Monate März und April waren für die Bevölkerung wohl die schlimmsten. Wegen Kohlemangel blieb das Gaslicht aus. Mehl, Brot und Fett fehlten oft Wochen hindurch, man tröstete zwar die Bevölkerung, dass dies alles für die Front notwendig sei, aber auch an der Front mussten die Armen hungerleiden. [...] Ende August wurden Raucherkarten eingeführt, auch wurden wir beglückt mit fleischlosen Wochen. Anfangs September veranstalteten die Weiber wegen schlechter Lebensmittelversorgung einen Protestumzug, der schließlich mit der Plünderung einzelner Geschäfte endete. Die besten Frauen beteiligten sich an der Plünderung. Gegen die Anführerinnen wurde gerichtlich vorgegangen, wegen der Ereignisse unterblieb jede Bestrafung. [...] Im September] begann die Ruhr und die Grippe ihr Unwesen in Villach. [...]

Am 1. November begann eine allgemeine Plünderung der Magazine und der Proviantzüge, die auf der Station standen. Mehl, Rum, Zigarren, Kerzen, Schuhe, kurz: alles wurde geraubt, was für die Soldaten bestimmt war. Manche Familien schleppten an die 20 Mehlsäcke nach Hause. Viele Lebensmittel wurden vernichtet. Alles hatte sich bei der Plünderung beteiligt, die besten Frauen gingen in zerrissenen Kleidern ihre Beute holen. Diese Tage waren schrecklich und nie hat sich das Volk so entmenscht gezeigt, wie gerade in diesen Tagen. Diese Plünderung dauerte 3 Tage. Da die Gemeinde für die heimkehrenden Truppen Mehl retten musste, wurde von der Station das Mehl mit Automobilen in die Pfarrkirche geführt und [die Kirche] diente bis Mitte Dezember als Magazin.“¹¹⁰

Am 12. November 1918 wurde die Republik ausgerufen.

Rückschau

Festzuhalten bleibt, dass der Krieg von der Kirche als Sündenstrafe für die herrschenden Laster der Bevölkerung angesehen worden ist. Der Bischof von Kärnten bezeichnete in seinem Hirtenbrief von 1919 den Frieden als Ordnung im Gegensatz zur Unordnung, die durch völlige Zügellosigkeit, durch die Not, insbesondere an Lebensmitteln, und durch die Arbeitsunlust sowie die Arbeitslosigkeit entstände.

Als Drahtzieher des „Großen Krieges“ wurden neben den nationalen Bewegungen, die gleichsam zum Religionsersatz geworden waren, in erster Linie die Freimaurer angesehen.

Friedensschluss. Zur Gesamtsituation siehe *Maureen Healy*, Am Ende und doch kein Ende. In: *Alfred Pfoser/Andreas Weigl (Hg.)*, Im Epizentrum des Zusammenbruchs (wie Anm. 77), S. 572–577.

¹⁰⁸ *Hellwig Valentin*, Der Sonderfall. Kärntner Zeitgeschichte 1918 – 2004. Klagenfurt/Celovec – Ljubljana/Laibach – Wien/Dunaj 2005, S. 22.

¹⁰⁹ *Doliner* (wie Anm. 61), S. 225.

¹¹⁰ ADG, PA Villach-St. Nikolai Hs. 250.

Von Friedensaktivitäten bei der Kirchenleitung war nichts zu merken, sieht man von den Appellen Papst Benedikts XV. seit 1914 ab, die ungehört verhallten, ja den Papst bei vielen sogar der Parteinahme für die jeweils andere Nation verdächtig machten. Von der Forschung wurde festgestellt, dass es der österreichischen Kirchenleitung im Ersten Weltkrieg eher um Politik als um Seelsorge gegangen ist, eher darum, auf den Erhalt und die Sicherung des gewachsenen Machtgefüges zu sehen als Frieden zu stiften.

„Katholische Bischöfe, Pfarrer und Theologen bemühten sich nach Kräften, den Ersten Weltkrieg als Kampf für eine gerechte und heilige Sache erscheinen zu lassen. [...] Mangelnde kritische Distanz ermöglichte die Instrumentalisierung religiöser Vorstellungen für politische Zwecke. [...] Erwachende Bußgesinnung und zunehmende Religiosität verleiteten dazu, den Krieg als Wegbereiter zu Gott zu verklären.“¹¹¹

¹¹¹ Schreiner (wie Anm. 12), S. 95f.

Felix von Luschan und seine Reise nach Kilikien und Syrien gemeinsam mit Graf Karl Lanckoroński im Frühjahr 1883*

Hubert D. Szemethy

Die im Auftrag und Beisein des Grafen Karl Lanckoroński 1882/83 unternommene, sieben Monate währende Reise durch Kleinasien führte Felix von Luschan nicht nur durch Pamphylien¹, sondern brachte ihn im Frühjahr 1883 auch nach Kilikien und Syrien. Wir wissen über diese Unternehmung durch ausführliche Reisebriefe Felix von Luschans, die er an seinen Vater gerichtet hat, bestens Bescheid. Diese Briefe bestehen aus insgesamt 196 handgeschriebenen Seiten und einer von Hand gezeichneten Karte.

Nach einem etwa 14-tägigen Aufenthalt in Constantinopel fuhren Lanckoroński und Luschan am 12. Februar 1883 auf der ‚Marsala‘ – einem echten ‚Schandschiff‘, wie Luschan schreibt – wieder zurück nach Smyrna. Da es am Schiff keinen Ofen gab, es aber äußerst kalt war und sogar schneite, versuchte man, sich mittels Mangalen, d. h. runden Metallbecken, in welche glühende Kohlen gelegt wurden, Wärme zu verschaffen. Was sich aber etwa bei Theodor Fontane in seinem Bericht über die Orientreise des Prinzen Friedrich Karl im Winter 1882 auf 1883 ganz angenehm liest („Ein orientalisches Mangal, ein mächtiges blankes Kupferbecken voll glimmender Holzkohlen, verbreitet eine wohltuende Wärme im Zimmer des Prinzen, der seine Getreuen zu sich beruft, um die verklammten Glieder zu durchwärmen.“²), darüber weiß Luschan wenig Positives zu berichten: „13. Februar erwachen wir alle mit heftigen Kopfschmerzen Schwindel, Brechneigung – kurz manifeste Kohlenoxyd-Vergiftung.“

* Vorliegender Beitrag ist die Fortsetzung meiner Ausführungen im Symposiumsband der letztjährigen Millstätter Tagung. Ich danke Karl R. Krierer und C. Jakauby für die Durchsicht des Manuskripts.

Der Anmerkungsteil folgt den Richtlinien des Deutschen Archäologischen Instituts (<<http://www.dainst.org/65>> [18.1.2016]). An zusätzlichen Sigeln werden verwendet:

Hild – Hellenkemper 1990 = F. Hild – H. Hellenkemper, *Tabula Imperii Byzantini 5: Kilikien und Isaurien*, Österreichische Akademie der Wissenschaften, Denkschriften der phil.-hist. Kl. 215 (Wien 1990)

Kornumpf 1998 = H.-J. und J. Kornumpf, *Fremde im Osmanischen Reich 1826–1912/13*. Bio-bibliographisches Register (Stutensee 1998)

ÖAW, IKAnt, DocAnt = Österreichische Akademie der Wissenschaften, Institut für Kulturgeschichte der Antike, Abteilung Documenta antiqua (Bestand der ehemaligen Kleinasiatischen Kommission)

ÖNB, HAD = Österreichische Nationalbibliothek, Sammlung von Handschriften und alten Drucken

Reisebriefe = Reisebriefe Felix von Luschans an seinen Vater, beginnend mit dem 2. Oktober 1882 und endend mit dem 24. April 1883, von seiner ersten gemeinsam mit Graf Lanckoroński durchgeführten Reise (SBB – PK, HSA, NL Luschan, Kasten 3, Konvolut 2)

SBB – PK, HSA, NL Luschan = Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Handschriftenabteilung, Nachlass Felix von Luschan

Szemethy 2005 = H. D. Szemethy, *Die Erwerbungs geschichte des Heroons von Trysa*. Ein Kapitel österreichisch-türkischer Kulturpolitik, mit einem Beitrag von Ş. Pfeiffer-Taş, *Wiener Forschungen zur Archäologie* 9 (Wien 2005)

Szemethy 2014 = H. D. Szemethy, *Karl Graf Lanckoroński und seine Verdienste um die archäologische Erforschung Kleinasiens*, in: B. Dybaś – A. Ziemlewska – I. Nöbauer (Hrsg.), *Karl Lanckoroński und seine Zeit* (Wien 2014) 127–152. 334

Szemethy 2015 = H. D. Szemethy, *Felix von Luschan und seine Reise nach Pamphylien gemeinsam mit Graf Karl Lanckoroński im Herbst und Winter 1882/83*, in: F. Nikolasch (Hrsg.), *Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 2014* (o. O. [2015]) 105–130

Wagner 1986 = J. Wagner, *Türkei. Die Südküste von Kaunos bis Issos* (Zürich – München 1986)

¹ Vgl. zu dieser erlebnisreichen Reise Szemethy 2015, 105–130.

² Theodor Fontane, *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*, 5: *Fünf Schlösser* (München 1991) 369 (online unter <<http://www.textlog.de/41690.html>>, 18.1.2016).

Wohl aufgrund des schlechten Wetters entschlossen sich die Reisenden in Smyrna, die für 16. Februar geplante Weiterreise nach Kilikien und Syrien auf den 2. März zu verschieben. Untätig sein, lag ihnen aber nicht, und so unternahmen sie in den folgenden Tagen über Aidin eine Reise nach Lagina, wo im Juni 1881 eine Woche lang durch die archäologische Expedition Otto Benndorfs der Tempel der Hekate untersucht worden war³. Der österreichische Konsularagent Bratic in Aidin, der Benndorf bei der Klärung unsicherer topografischer Verhältnisse behilflich gewesen war⁴, wurde telegrafisch verständigt, Pferde zu besorgen, mit denen es am 18. Februar nach Lagina ging. Hier stand alles beim Alten. Lanckoroński, der die hier im Vorjahr gefundenen Reliefs zum ersten Mal zu Gesicht bekam, war von ihnen begeistert und beabsichtigte, „sofort einige Reliefs in Gips abformen zu lassen.“⁵



Lagina: Reliefs des Hekateempels – Fotos: F. von Luschan, 21. Februar 1883 (ÖAW, IKAnt, DocAnt)

Gabriel Knaffl, ein Ingenieur, der bei Benndorfs Expedition 1882 für die Anlage der Straße vom Heroon von Trysa ins Dembre-Tal und den Abtransport der Steine zuständig war, hatte sich Lanckoroński kurzfristig angeschlossen und fand in Lagina immer wieder neue Reliefs und zahlreiche neue Inschriften, die Luschan abschrieb. Auch Fotografien nahm Luschan von diesen Reliefs auf; das stete Fotografieren zählte ja seit Jahren neben den medizinischen Pflichten zu Luschans permanenten Tätigkeiten auf Reisen.

³ Szemethy 2005, 83 f. Abb. 55–59. Zu beabsichtigten Grabungen an diesem Ort, zu denen ein Ferman erwirkt werden konnte, s. Szemethy 2005, 89. 93. 98 f. 107. 131 f. 218 f.

⁴ s. O. Benndorf, Vorläufiger Bericht über zwei österreichische Expeditionen nach Kleinasien, *Archäologisch-Epigraphische Mittheilungen aus Oesterreich* 6, 1882, 151–252, bes. 163.

⁵ Reisebriefe, zum 18. Februar 1883. Dass dieses Vorhaben in die Tat umgesetzt wurde, belegen zwei Gipsabgüsse in der Archäologischen Sammlung des Instituts für Klassische Archäologie der Universität Wien, die als Geschenk des Grafen Anton Lanckoroński im Februar 1960 inventarisiert wurden. s. Inv.-Nr. 1157, 1 (alte Kat.-Nr. 469): Fries des Hekataions von Lagina – Zeusgeburt (A. Schober, Fries des Hekataions von Lagina, *IstForsch* 2 [1932] 70–72 Taf. 2); Inv.-Nr. 1157, 2 (alte Kat.-Nr. 470): Fries des Hekataions von Lagina – Götterversammlung (Schober a. O. 77–79 Taf. 34). Die Gipsabgüsse wurden von Lagina aus nach Wien gesandt, wo sie der bekannte Bildhauer Caspar Zumbusch begutachtete. s. einen Brief Caspar von Zumbusch aus Wien an Karl Lanckoroński, 27. März 1883 (ÖNB, HAD: Autogr. 617/40-1), wonach „die Gipsabgüsse von Lagina wohlbehalten angekommen (sind). Schon jetzt, wo die einzelnen Theile jeder Platte noch nicht aneinandergesetzt und mit Schmutzflecken bedeckt sind, machen mir die Reliefs einen weit günstigeren Eindruck als ich nach den früher gesehenen Photographien voraussetzte.“ Vgl. ferner einen Brief von Karl Lanckoroński aus Adalia an Otto Benndorf, 21. April 1883 (ÖNB, HAD: Autogr. 650/21-4): „Zumbusch schreibt befriedigt über die Abgüsse von Lagina.“ – Diese Gipsabgüsse waren Teil der hochangesehenen Kunstsammlung des Grafen Karl Lanckoroński und einst im Hause Lanckorońskis in der Wiener Wasagasse Nr. 6 im Parterre aufgehängt. s. dazu auch Szemethy 2014, 148 mit Anm. 43.

Am 21. Februar sistierten sie die Grabungen in Lagina und kehrten nach Aidin zurück, wo sie für mehrere Tage „Gastliche Aufnahme im Hause unseres Consular-Agenten Bratic“ fanden, ehe sie nach Smyrna zurückkehrten:

„Die nächsten Tage vergehen fast ausschliesslich mit photographischen Arbeiten und mit langweiliger Correspondenz – ich bin officiell aufgefordert, an der Humann’schen Expedition nach Kurdistan Theil zu nehmen und habe nun alle erdenkliche Schreiberei um mir trotz des langen Ausseins die *venia legendi* nicht verjähren zu lassen.“⁶

Dazu muss man wissen, dass in früheren Zeiten die *venia legendi*, also die Lehrbefugnis an einer Universität, entzogen werden konnte, wenn die Lehrtätigkeit länger als zwei Semester unterbrochen worden war. Luschan konnte aber in seinem Schreiben an das Professoren-Collegium der Wiener medizinischen Fakultät, verfasst in Smyrna am 27. Februar 1883, durchaus eine stichhaltige Begründung für seine Lehrunterbrechung angeben, nämlich die an ihn ergangene Einladung der Preußischen Akademie der Wissenschaft, die Expedition nach Kurdistan und in die alte Kommagene als Arzt zu begleiten – eine Reise „im streng wissenschaftlichen Character“ also. Überdies versicherte er, im Herbst 1883 bzw. im Frühjahr 1884 seine „Vorlesungen mit grössten Eifer und auch hoffentlich mit vielen neuen Erfahrungen und guten Resultaten“ wieder aufnehmen zu können und so das Versäumte nachzuholen⁷.

An einem der letzten Tage vor der Abreise in den Osten fand in Smyrna ein besonders festlicher Ball statt, ein „Bal Paré, Costumé et Masquée“, veranstaltet am 29. Februar vom griechischen Casino. Da der österreichische Konsul in Smyrna, Emil Otto Rémy-Berzenkovich von Szillàs, erkrankt war, fungierten Lanckoroński und Luschan

„als Cavalieri serventi von Frau v[on] Rémy [...] Die Bälle im griechischen Casino sollen ungeheuer exclusiv sein und wirklich mussten wir erst Mitglieder des Casino’s werden um Zutritt zu finden. Gleichwol haben wir uns wenig genug von einem Ball erwartet der zugleich Paré und Masquée sein sollte. Ich war sehr erstaunt, thatsächlich eine wirklich distinguirte, feine Gesellschaft zu finden; es scheint, dass die griechische Colonie sich sehr vorteilhaft von der levantisch-katholischen unterscheidet, welcher man, wie es scheint mit Recht alle nur denkbaren antiken und modernen Laster nachsagt. Es gab manche schöne Frau und getanzt wurde mit viel Eifer und sehr viel Etiquette; unsere Wiener sogenannten „Elite-Bälle“ mit ihrem liederlichen Geschmudel dürften den Smyrnioten, wie mir scheint, eher unanständig vorkommen. Sehr frappirte mich auch die ungezwungen natürliche Art, mit der man in einem Neben Saal um hohe Summen Bank hielt. Ich hatte nie früher eine öffentliche Spielbank gesehen, aber ich glaube nicht, dass es irgend eine geben mag, bei der es ruhiger und anständiger zugeht. Die Leute kommen und gehen, und verlieren oder gewinnen in den Pausen zwischen den Tänzen eine Hand voll Gold mit einer prächtigen Nonchalance. Übrigens habe ich in mir selbst einiges Talent zu solchem Spiel entdeckt – jedenfalls ist mir jetzt unverständlicher als je, warum man in Europa die Spielbanken von Staatswegen verbietet; welchen Sinn hat das? Wenn ich je Finanz-Minister werden sollte, würde ich bei uns sofort ein halbes Dutzend Spielbanken etabliren – leider ist dazu wenig Aussicht.“⁸

Nach dieser gesellschaftlichen Vergnügung ersten Ranges gingen unsere Reisenden am Freitag, dem 2. März, an Bord der ‚Alphée‘ ab nach Alexandrette, dem heutigen Iskenderun. Die

⁶ Reisebriefe, ohne Datum (Eintragung zwischen dem 23. und 29. Februar 1883).

⁷ Brief Felix von Luschans an das Professoren-Collegium der Wiener medizinischen Fakultät aus Smyrna vom 27. Februar 1883 (Archiv der Universität Wien). s. dazu L. Knoll, Felix von Luschan. Ergänzungen und Beiträge zu biographischen Daten eines Pioniers der Ethnologie (ungedr. Diplomarbeit Univ. Wien 2004) 43 f.; M. Teschler-Nicola, Felix von Luschan und die Wiener Anthropologische Gesellschaft, in: P. Ruggendorfer – H. D. Szemethy (Hrsg.), Felix von Luschan (1854–1924). Leben und Wirken eines Universalgelehrten (Wien u. a. 2009) 55–79, bes. 67.

⁸ Reisebriefe, unter dem 29. Februar 1883.

Reisebegleitung, mit der man sich das Deck teilte, war zwar wenig einladend, für Luschan aber ein willkommenes Fotomotiv. Bei einem Zwischenhalt in Rhodos kam der österreichisch-ungarische Vizekonsul Antonio Casilli mit dem sog. Anamur-Mann an Bord, „einem Griechen, der uns schon seit Jahresfrist von einem bei Cap Anamur befindl[ichen] Sarcophag erzählt, der besonders schön sein soll; der Mann wird nach 3 Wochen uns in Adalia erwarten um uns dahin zu führen.“⁹



An Bord der „Alphée“: Griechischer Pope aus Saloniki, wegen Raubes nach Adana deportiert; Transport von Verbrechern aus Saloniki – Fotos: F. von Luschan, 4. März 1883 (ÖAW, IKAnt, DocAnt)

Die See ab Rhodos war derart grauenvoll, dass sie Luschan als „mare mortuo“ bezeichnete. Da an Schreiben nicht zu denken war, vertrieb er sich die Zeit mit der Lektüre von „Cherbuliez’s Ladislas Bolski [...], den ich Dir hiemit auch sehr empfehle.“¹⁰ Als tags darauf allerdings Wetterbesserung eintrat und das Schiff bei tadellosem Wetter zu Mittag in Mersine landete, änderten Luschan und Lanckoroński die Reisepläne und beschlossen, sich auszuschiffen und auf dem Landweg nach Alexandrette zu gehen. Der österreichische Vizeconsul Daras¹¹ stattete sie mit Empfehlungsschreiben aus und besorgte Landauer, einen für Luschan und Lanckoroński, einen für das Gepäck, da

„unglaublich aber wahr, zwischen Mersine und Adana [...] eine gute, sehr befahrene und völlig in Stand gehaltene Fahrstrasse (besteht) – die erste, welche ich bisher in der Türkei gesehen. [...]“¹⁵ N[ach]M[ittags] waren wir flott, nach zweistündiger Fahrt um 6¹⁵ in Tarsus, dem Geburtsorte des heiligen Paulus, des gröszten Reisenden aller Zeiten. Bei Dara’s Compagnon Bonazunda fanden wir liebenswürdige Aufnahme und Unterkunft.“¹²

⁹ Reisebriefe, unter dem 3. März 1883. – Zu Anamur s. Wagner 1986, 204–207; Hild – Hellenkemper 1990, 187–191.

¹⁰ Reisebriefe, unter dem 4. März 1883. – Victor Cherbuliez (1829–1899), französischer Schriftsteller, seit 1881 Mitglied der Académie française. – „L’aventure de Ladislas Bolski“ erschien 1869, eine deutsche Übersetzung wurde 1871 von Claire von Glümer in Wien herausgegeben. Zum Schriftsteller s. A. Celieres, Victor Cherbuliez. Romancier, publiciste, philosophe (Paris 1936); W. Hanhart, Victor Cherbuliez (1829–1899) und die Bewegung (ungedr. Diss. Univ. Zürich 1941); W. Engler, Lexikon der französischen Literatur (Stuttgart 1974) 204.

¹¹ N. Daras ist noch 1897 als Vizekonsul von Mersine belegt, 1914 als Konsul, s. Kornrumpf 1998, 86.

¹² Reisebriefe, unter dem 5. März 1883. – Zur Stadt Tarsus s. Wagner 1986, 227–229; Hild – Hellenkemper 1990, 428–439.

Gleich am nächsten Tag ging es zum sogenannten Grab des Sardanapal,

„einer ganz mysteriösen, sehr groszen Anlage, die in den Reisebüchern genügend beschrieben ist. Ob sie wirklich ein Grab ist, scheint mir ganz zweifelhaft¹³. Ganz unverständlich ist mir aber das kleine Monument, welches man als Grab oder auch als Capelle des heiligen Paulus bezeichnet. Es ist soweit ich sehen konnte eine vierseitige, aus Quadern errichtete Pyramide, etwa 3 Meter über das gegenwärtige Niveau emporragend und völlig von groszen Mengen Sinter überzogen so dass nur an wenigen Stellen die Ecken und Kanten des Baues sichtbar geblieben sind. Ob das Ding hohl ist, oder massiv, oder ob es vielleicht nur das Dach eines dem von Mylasa ähnlichen Monumentes gebildet hat, all das könnte nur durch Ausgrabungen festgestellt werden.

Wie eigentlich die ungeheuren Sinter Mengen auf das frei in der Ebene stehende Monument gekommen sind, ist ganz unklar, vielleicht handelt es sich einfach um einen Brunnen; eine solche Annahme würde den Verhältnissen völlig entsprechen. Kalkhältige Quellen gibt es in der Nähe in Mengen und ein Stück Sinter das ich im Geheimen rasch abschlug glich ganz dem sogenannten „Travertin“ von Adalia. Immerhin genieszt der kleine Bau der von weitem einem Termitenhügel gleicht bei Türken & Griechen grosze Verehrung und ist von einer Mauer umzogen, unter deren Schutze auch eine junge Palme lustig in die Höhe schieszt; das Ganze, so unmalerisch das Monument für sich allein aussieht, gäbe ein interessantes Aquarell, für den photographischen Apparat waren wegen der überall störenden Mauer wenig Lorbeern zu holen.“



Tarsos, sog. Grab des heiligen Paulus; Katarakt des Cydnus bei Tarsos – Fotos: F. von Luschan, 6. März 1883 (ÖAW, IKAnt, DocAnt)

Mehr Lorbeeren konnte sich Luschan als Fotograf mit dem Wasserfall des antiken Cydnus (heute der Fluss Esen Cay) in Tarsos verdienen, in jener Stadt, in der Saulus der Überlieferung nach zu Paulus wurde. Er schreibt dazu:

„Um so dankbarer war für diesen [Fotoapparat] der Cataract des Cydnus. Hier mag es wol gewesen sein, wo der grosze Alexander sich eine schwere Pneumonie geholt. Auch mir wäre ein Bad im Cydnus sehr einladend erschienen und die sommerliche Temperatur hätte ein solches nur gerechtfertigt, aber die Zeit drängte und ich fürchtete die übliche Nachrede. Im Cydnus zu baden wird gar zu leicht als affectirte Pose genommen; so beschränkte ich mich darauf, den Cataract zu photographiren und die Temperatur des Wassers zu messen – 16° C[elsius], also keine Pneumonie, nicht einmal Schnupfen.

Um 1³⁰ waren wir, nachdem ich noch einen schönen Araber und mehrere Würdenträger photographirt, flott“¹⁴.

¹³ Grabungen ergaben, dass es sich beim sog. Sardanapalgrab, einer 5 m hoch aufragenden, massiven Ruine (heute: Donuktaş), um den Unterbau eines kaiserzeitlichen Tempels mit 10 × 21 Säulen handelt, vermutlich aus der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts. Vgl. R. Koldewey, Das sogenannte Grab des Sardanapal zu Tarsus, in: Aus der Anomia. Archäologische Beiträge, Carl Robert zur Erinnerung an Berlin dargebracht (Berlin 1890) 178–185; N. Baydur, Ein römischer Tempel in Tarsos, in: Akten des XIII. Internationalen Kongresses für Klassische Archäologie – Berlin 1988 (Mainz am Rhein 1990) 541–543.

¹⁴ Reisebriefe, unter dem 6. März 1883.



Tarsos: Araber und Neger; Öffentliche Schreibstube – Fotos: F. von Luschan, 6. März 1883 (ÖAW, IKAnt, DocAnt)

Von hier ging die Reise weiter nach Adana¹⁵, einer damals wie heute großen Stadt, und mit einem, wie Luschan hervorhob, wirklich großen Fluss, den Seihun-Tschay, den „Sarus der Alten“ (heute: Seyhan Nehri). Luschan betonte dies gewiss auch deshalb, weil sich hier eine große Steinbrücke (Taşkopru) befand, die einst mit 21 Bögen den Fluss überspannte. Sie wurde unter Hadrian errichtet und unter Iustinian wiederhergestellt. Von Adana erwähnte Luschan „10000 Häuser, 40000 Einwohner, darunter 10000 Türken, 25000 Armenier, der Rest Griechen.“ Die Stadt war Sitz des Vali, hatte herrliche alte Moscheen und einen schönen Bazar:

„Am Abend gab es sogar Theater, recht ärmlich allerdings, groszer Holzbau aber fast leer; eine armenische Truppe mit fürchterlichen Damen; man spielte eine türkische Comödie, aber recht nonchalant und mit geringer Theilname des Publicums.“

Luschan wollte hier eigentlich bei einem „photographischen Collegen“, den er um 9 Uhr (!) aus dem Bett geholt hatte, einem gewissen Herrn Constantin D. Philippides, einem katholischen Araber aus Beyrut, Fotografien der Stadt kaufen, um „selbst Zeit und Platten sparen zu können“, doch hatte dieser „nur schlechte Portraits, von denen er mir allerdings eine kleine Auswahl überliesz; so machte ich mich dann [...] selbst an die Arbeit und brachte es auch wirklich [auf] bis zu 16 Aufnahmen.“ Dazwischen ging sich aber noch ein Besuch bei einem gewissen Abbedin Pascha aus,

„an den wir einen officiellen Brief aus Stambul haben. Er hat grosze Ohren rothe Haare, Chorea minor¹⁶, und sieht jüdisch aus, war sehr liebenswürdig und scheint sehr intelligent. Hat eine grosze Bibliothek und ist stolz auf eine grosze Schule, die er bauen lässt.“¹⁷

Am Donnerstag, dem 8. März, brachen sie kurz nach 7 Uhr von Adana auf und wollten nach Missis, dem antiken Mopsuestia¹⁸. Durch den langen Regen war die Straße, wie man ihnen schon in Tarsus gesagt hatte, in schlechtem Zustand und für Wägen unpassierbar. Dennoch

¹⁵ Wagner 1986, 229 f.; Hild – Hellenkemper 1990, 154–158.

¹⁶ Neurologische Erkrankung, die mit unkontrollierbaren und unkoordiniert blitzartigen Muskelzuckungen z. B. der Hände bzw. des Gesichts einhergeht.

¹⁷ Die letzten Zitate aus Reisebriefe, unter dem 6. und 7. März 1883.

¹⁸ Wagner 1986, 230–232; Hild – Hellenkemper 1990, 351–359.

hielten sie bereits 4 ½ Stunden später angesichts von Missis. Noch ehe sie frühstückten, machte Luschan eine fotografische Aufnahme. Was ihn nämlich wieder stark beeindruckte, war eine schöne, breite römische Brücke, ähnlich der von Adana. Die von Valerian erbaute und unter Iustinian restaurierte Brücke überspannte mit neun Bögen den rauschenden Dschihan (heute Ceyhan), der im Altertum Pyramus hieß und der Luschan noch etwas breiter vorkam „als sein Zwillingsbruder Sarus“, heute Seyhan:

„Zwei wirklich grosze Flüsse an einem Tage zu sehen war mir um so interessanter, als ich noch aus Lykien her halb unbewusst von ganz Kleinasien die irrige Vorstellung mit mir herumtrage, es sei ein dürres, wasserarmes Land.“

Zwei Inschriften, die Luschan am rechten Brückenkopf sah, kopierte er nicht, denn: „sie sind so in die Augen springend, dasz sie wol längst bekannt sind.“



Missis: Burgberg und Brücke über den Dschihan (Pyramus) – Foto: F. von Luschan, 8. März 1883 (ÖAW, IKAnt, DocAnt)

An Bord der *Alphée* hatten Luschan und Lanckoroński einen italienischen Architekten namens Toselli kennengelernt, der in Antiochia lebte und sie auf interessante Ruinen bei Ajas aufmerksam machte. Diesem Hinweis gingen sie natürlich nach, verließen den direkten Weg von Missis nach Alexandrette, wandten sich nach Süden und gelangten auf einem schönen Pass über den Dschebel el Nur in die Ebene im Süden dieses Gebirges. Im kleinen türkischen Dorf Duruk, bestehend aus 60 Häusern, bezogen sie hervorragendes Quartier in einem leeren Magazin, „das einem freundlichen Türken gehört, Mehmed Hadschi Ibrahim Oghlu; sein Name sei gepriesen und sein Magazin all unseren Nachfolgern empfohlen.“¹⁹

Am 9. März kamen sie in Ajas, dem alten Aegaeae²⁰ an, in welchem sich kurdische Derwische aus Urfa aufhielten. Nach Luschan ist

¹⁹ Letzte Zitate nach Reisebriefe, unter dem 8. März 1883.

²⁰ Heute: Ayas, Ortsteil von Yumurtalık. Vgl. Hild – Hellenkemper 1990, 160–164.

„Ajas [...] jetzt ein unbedeutendes Dorf von 50 Häusern von denen gut die Hälfte in das Innere eines mittelalterlichen Castells hineingezwängt ist. Im Alterthum mag der Ort einen guten kleinen Hafen gehabt haben, heute ist dieser versandet und die einst grosze Stadt zu einem kleinen Dorfe zusammengeschrumpft. Die gröszten und ausgedehntesten Ruinen ziehen sich im Westen des Castells gegen einen sehr malerischen gut erhaltenen polygonalen Thurm hin. Doch gehören sie wol alle einer recht späten Zeit an“²¹.



Ajas: Ansicht von Aegaeae; Bettel-Derwische aus Urfa – Fotos: F. von Luschan, 9. März 1883 (ÖAW, IKAnt, DocAnt)

Am folgenden Tag – es war Samstag, der 10. März – erreichten sie Issus, den Schauplatz der großen Alexander-Schlacht, zu dem Luschan seinem Vater Folgendes berichtet:

„Mitten in der Ebene ein ungeheurer Tumulus, vielleicht den damals gebliebenen Kriegern gewidmet. Wir finden die gesammte Bevölkerung des nahen Tschay-Kjöy beschäftigt, einen Stollen in den Tumulus zu treiben; unser Erscheinen, besonders der uns begleitende Zaptieh erschreckt die Leute einigermaassen; doch bleiben sie nicht lange bei der Ausrede dasz sie einen Keller graben wollten, sondern erklären, nach Schätzen zu suchen; in einem ähnlichen „Berge“ hätte man eine goldene Pferde-Rüstung gefunden. Bisher waren etwa 30 Männer 5 Tage lang bei der Arbeit gewesen. Ihr einziger Fund war eine mittelalterliche Münze“,

die Luschan um billiges Geld erwarb. Karl Lanckoroński hat in seinem 1888 in Wien erschienenen Werk „Ein Ritt durch Kilikien“, vor dessen Abfassung er sich, wie wir aus Korrespondenzen mit Luschan wissen, die Reiseaufzeichnungen Luschans schicken ließ, diese Szene ganz ähnlich geschildert²². Und auch in Karl Humanns und Otto Puchsteins „Reisen in Kleinasien und Nordsyrien“ findet sich der Hinweis, dass die lokale Bevölkerung diesen Tumulus für das Grab der in der Schlacht bei Issos Gefallenen hielt²³.

Abends wird Pajas (heute Payas), das alte Baiae erreicht, wo sich ein großes Schloss auf einem malerischen Felsvorsprung befand: „Groszer Bazar-Chan, ähnlich dem bei Missis, aber viel ausgedehnter, reicher und besser erhalten; in Zusammenhang mit ihm eine schöne Dschami & ein Hamman.“²⁴ Da sich Luschan und Lanckoroński weigerten, „in dem sehr

²¹ Reisebriefe, unter dem 9. März 1883.

²² K. Lanckoroński, Ein Ritt durch Kilikien (Wien [1888]) 57.

²³ K. Humann – O. Puchstein, Reisen in Kleinasien und Nordsyrien (Berlin 1890) 161. – Vgl. Wagner 1986, 243; Hild – Hellenkemper 1990, 277 f.; Ch. Gates, Kinet Höyük (Classical Issos): A Harbor Town in Southeast Cilicia during the Persian and Hellenistic Periods, Journal of Eastern Mediterranean Archaeology and Heritage Studies 3, 2015, 81–104.

²⁴ Auch heute noch sind diese Ruinen wegen ihrer guten Erhaltung eine Sehenswürdigkeit des modernen Payas. Der große Baukomplex mit Karawanserei, Bazar, Moschee, Medrese und Bad ist unter Sultan Selim II. im Jahr 1574 von Sokollu Mehmet Paşa gestiftet worden. Vgl. G. Necipoğlu, The Age of Sinan. Architectural Culture in the Ottoman Empire (London 2005) 357–361.

wenig Vertrauen einflößenden Han zu übernachten“, erhielten sie durch Vermittlung ihres Zaptiehs Mehmet Ali Tschausch die Erlaubnis, im Konak zu wohnen:

„Wir beziehen in dem sehr baufälligen Hause da einen groszen Saal, an dessen Wänden verschiedene Ritzen und Löcher mit englischen Zeitungen ganz jungen Datums verklebt sind. Kurz vor uns hatte ein Engländer mehrere Monate mit seiner Frau hier gewohnt; beide sollen eifrige Jäger gewesen sein.“²⁵

Während Lanckoroński am Sonntag, den 11. März nach Alexandrette vorausreiste, blieb Luschan noch einige Stunden in Pajas, „um von dem reizenden Orte noch einige Aufnahmen zu machen“.



Pajas: Tor des großen Bazar-Chan; Alte Moschee – Fotos: F. von Luschan, 11. März 1883 (ÖAW, IKAnt, DocAnt)

Alexandrette begeisterte Luschan wenig, der es als „(e)hlendes Schandnest“ bezeichnete. Was ihn mit der Stadt etwas versöhnte, war der Hafen, in dem vier Dampfer vor Anker lagen: „ein Franzose, ein Russe und zwei Engländer“. Außerdem war Sonntag und „überall flattern lustig die bunten Fahnen der Consulate und das unsere ist daher leicht zu finden.“ Es galt Besorgungen zu erledigen und Vorbereitungen für die weitere Reise zu treffen, wollte man doch bald wieder aufbrechen. Aber wie so oft, wollen die Einheimischen nicht so, wie Luschan will:

„Überhaupt kann ich nicht sagen, dasz mir die Araber gefallen; allerdings sind sie den Türken an Intelligenz überlegen, aber sie haben eine Art von Hochmuth, der mich beleidigt; besonders die von Alexandrette; die Leute machen einem die schönsten Phrasen und sind voll Höflichkeit; dabei aber denken sie sich offenbar: wir, wir Araber sind nun schon 3000 Jahre im Lande und da kömmt so ein fremder Esel und will uns lehren, dasz man auch Nachmittags von hier fort kann und dasz man nach Antiochia in 7 Stunden kommen kann, während wir doch seit 3000 Jahren immer 15 Stunden brauchen und den Weg immer in zwei Tagereisen theilen; welche Dummköpfe, diese Fremden.

Überdies gab es wieder Geldschwierigkeiten. Unser Geld das schon in Mersine knapp gewesen, war nun wirklich zu Ende. L[anckoroński] war gleich nach seiner Ankunft zu den Agenten der Ottoman Bank, den Herren Belfanti²⁶ und Cattoni²⁷ gegangen, und hatte bei ihnen die beste Auf-

²⁵ Reisebriefe, unter dem 10. März 1883.

²⁶ Identisch mit dem aus späteren Jahren für Alexandrette belegten italienisch-stämmigen deutschen Konsularagenten bzw. Vizekonsul Theodore Bel(e)fante. Er gehörte einem der ältesten Handelshäuser von Alexandrette an, das er mit seinem Schwager, dem englischen Consul Catoni leitete, die Firma Belfante & Catoni, und war „durch Graf Carl Lanckoroński, dessen Reisen er [...] sehr gefördert hat, zum

name gefunden; man war gerade beim Essen, und lud ihn sofort ein, daran theilzunehmen, was ihm wie es scheint recht à propos war. Nachher aber, am Nachmittag als der Credit Brief producirt wurde, wendete sich das Blatt. Die Herren waren nicht avisirt worden, und hatten ausserdem noch nie einen Credit Brief gesehen, beides eher sonderbar; Doch scheinen ihnen die vielen Stämpel und Unterschriften vielleicht doch etwas imponirt zu haben; kurz L[anckoroński] konnte nach manchen Hin und Her schliesslich die ungeheure Summe von 500 Fr[an]cs erheben. Doch die ehrenwerten Herren Belfanti & Catoni waren mistrauisch geworden und es scheint, dasz sie uns seither und noch immer für äusserst gefährliche Hochstapler halten.²⁸

Am nächsten Tag, dem 12. März, wurde der Kampf mit dem angeheuerten Personal schon am „frühesten Morgen wieder aufgenommen; dreimal waren unsere Packpferde beladen und wieder abgeladen worden, immer gab es eine neue, unverschämte Forderung und activen oder passiven Widerstand. Wir hatten an Gepäck etwa 3 oder 4 Pferdelaisten, ausserdem zwang man uns [...] auch für unsere Reitpferde Packsättel mitzuführen, damit die Thiere nicht leer zurückgehen müssten; schliesslich hatten die Leute richtig durchgesetzt, dasz wir ausser dem Pferde des Dragomans und unseren eigenen noch 7 Packpferde nehmen mussten.“

Erst um 10 Uhr war alles erledigt und man konnte nach Antiochia aufbrechen. Der Weg führte anfangs fast direkt nach Süden „durch die berüchtigten Sümpfe welche den Ort im Sommer fast unbewohnbar machen“, und dann in die Berge und über einen Pass, die Pylae Syriae, besser bekannt als Beilan-Pass. Von hier bzw. von Beilan, einem großen Gebirgsdorf, „in das sich die Bewohner von Alexandrette flüchten, wenn im Sommer die ersten Fieber beginnen“, hatte man eine prächtige Aussicht nach Syrien, „fast zu instructiv, um landschaftlich ganz genossen zu werden.“ Nach drei Stunden, an der Wegtrennung nach Aleppo und Antiochia, gab es Rahat (Ruhepause), während der Luschan einen Bettelderwisch fotografierte, und Frühstück. Und nach einem weiteren kurzen Ritt waren sie in Karamurt Chan (heute: Karamurt Han), jenem Ort, den die Araber,

„seit 3000 Jahren als Nachtlager zwischen Alexandrette und Antiochia bestimmen. Also Nachtlager nach einem Marsche von 4 Stunden ! Dies sind die Annehmlichkeiten des Reisens mit Mieth-Pferden.“

oesterr[eichischen] Consular-Agenten vorgeschlagen worden, und wäre auch dazu ernannt worden, wenn nicht durch ein Manoeuvre des oesterr[eichischen] Titular General-Consuls Moises von Picciotto in Aleppo an seiner Stelle ein Herr mit ähnlich lautendem Namen, ein Herr Levante unterschoben worden wäre, der jetzt die ersten Interessen daselbst in nicht eben sehr würdiger Weise vertritt.“ Theodore Belfante hatte Luschan später auch bei dessen Ausgrabungen in Nordsyrien unterstützt. Vgl. einen Briefentwurf Luschans auf der Rückseite eines Briefes von Julius Kugy an Felix von Luschan vom 17. September 1891 (SBB – PK, HSA, NL Luschan, Korrespondenz Kugy). s. ferner H. S. Cowper, *Through Turkish Arabia. A Journey from the Mediterranean to Bombay by the Euphrates and Tigris Valleys and the Persian Gulf* (London 1894; Nachdr. 1987) 27–29; Kornrumpf 1998, 28; <http://www.catoni.com.tr/about_history.html> (5.2.2016).

²⁷ Joseph Augustine Catoni (geb. 1823), Sohn eines Flüchtlings aus einem der zahlreichen Fürstentümer Italiens, der wie seine Nachkommen in Alexandrette im Handelsgewerbe tätig war. 1846 wird er als Seehandelsagent für britische und französische Schiffe zugelassen und baute mit der Firma Belfante & Catoni mit der Linie „Messagieres Maritimes“ eine sehr erfolgreiche Handelsschiffslinie zwischen Europa und dem Orient auf. Er heiratete in Alexandrette eine Tochter der Familie Belfante. Ab 1877 ist er britischer Vizekonsul in Alexandrette, ein Amt, das er noch 1914 innehatte. Er agierte auch als Consul in Aleppo, war ferner Viceconsul der Niederlande und ab 1885 Agent des Lloyd. – Vgl. F. McCullagh, *The Fall of Abd-ul-Hamid* (London 1910) 143; Kornrumpf 1998, 64; Y. Sheffy, *British Military Intelligence in the Palestine Campaign, 1914–1918* (London 1998) 38; <http://www.catoni.com.tr/about_history.html> (26.1.2016).

²⁸ Reisebriefe, unter dem 11. März 1883.



Beilan-Pass, Bettel-Derwisch aus Beirut; Pakras-Kalessi – Fotos: F. von Luschan, 12. März 1883 (ÖAW, IKAnt, DocAnt)

Untätigsein am frühen Nachmittag kam für Luschan allerdings nicht in Frage. Er nutzte vielmehr gemeinsam mit Lanckoroński „die viele Zeit zu einer Seitentour nach Pakras-Kalessi, dem alten Pagrae [heute: Bakras Kalesi]; prächtige Acropolis, von einer stolzen Ritterburg gekrönt.“²⁹

Tags darauf notierte Luschan „Regen, furchtbarer Sturm, schlechter Weg, elende Schand-Gäule, kurz gerade kein sehr erfreulicher Ritt.“ Die Stimmung wird aber bald besser. Denn als sie um 11 Uhr die Ufer des Orontes (heute: Nahr al-Asi) erreichten, begrüßte sie schon

„ein stolz geschmückter Cawasz – der französische Consul entbiete uns seinen Grusz und wir mögen uns als seine Gäste betrachten. Toselli, der Ingenieur mit dem wir auf der Alphée gereist waren, hatte ihm unsere Ankunft angekündigt, und wir müssen ihm für diese Empfehlung wahrhaft dankbar sein.“

Eine halbe Stunde später sind unsere Reisenden schon in Antiochia, dem heutigen Antakya³⁰:

„die Stadt, welche in den ersten christlichen Jahrhunderten das war, was heute Paris ist, der Mittelpunkt der Welt, ist schon landschaftlich von hinreissender Schönheit. Erst der mächtige Orontes, an beiden Ufern mit einem breiten Saume von Oehlgärten und OrangenWäldern, dann die ausgedehnte türkische Stadt mit stattlichen Minarets und einem groszen Konak, dann vornehm gezeichnete hohe Felsen, die soweit der Blick reicht, von Mauern und Castellen gekrönt sind.“

Vom französischen Consul, einem gewissen Barrier³¹, einem vornehmen, hochgebildeten Pariser, werden sie gastfreundlich aufgenommen. Er gleicht

„Coquelin³² aufs Haar und spricht ein französisch, wie ich es auch nur von Coquelin gehört, die reine Musik, so dasz es ein Vergnügen und eine Freude ist, ihn nur zu hören.

²⁹ Reisebriefe, unter dem 12. März 1883.

³⁰ Vgl. G. Downey, *A history of Antioch in Syria. From Seleucus to the Arab conquest* (Princeton 1961); Ch. Kondoleon (Hrsg.), *Antioch. The Lost Ancient City* (Princeton 2000); W. Hoepfner, „Antiochia die Große“. *Geschichte einer antiken Stadt*, AW 35, 2004, H. 2, 3–9.

³¹ Vielleicht Pierre-Edmond de Barrère (1819–1890), französischer Consul in Damaskus und Generalkonsul Jerusalem von 1855–1871, oder ein Verwandter zu diesem.

³² Benoît Constant Coquelin, bekannt als „Coquelin aîné“ (der Ältere), französischer Schauspieler (1841–1909).

Sein groszes arabisches Haus hat er mit allem orientalischen Luxus aber doch wieder mit jedwedem europäischen Comfort eingerichtet, so dasz man eher in einer à la turca eingerichteten Villa bei Paris zu sein meint, als in Antiochia. Er selbst ist nicht Carrière Consul, sondern Director einer groszen Pariser-Actien Gesellschaft, welche in der Nähe von Antiochia groszen Grundbesitz hat und ausserdem in Suweidieh einen Hafen bauen und dann Antiochia durch eine Bahn mit [dem] Meere verbinden will. Von Haus aus offenbar sehr reich, hat er Passion zu Landwirtschaft und ist da in Antiochia ganz in seinem Element.“



Antiochia: Im Haus von Mr. Barrier; Ansicht mit Blick über den Fluss – Fotos: F. von Luschan, 15. und 18. März 1883 (ÖAW, IKAnt, DocAnt)

Da der Konsul die bekannten französischen Anthropologen Paul Broca, Gabriel de Mortillet und Ernest Chantre verehrte, die Luschan von seinem Pariser Aufenthalt anlässlich der Weltausstellung im Jahr 1878 gut kannte, und darüber hinaus wie Luschan ein „fanatischer Photograph“ war, „so hatten wir sofort die verschiedensten Anknüpfungs-Punkte.“

Der Nachmittag war dann der Ruhe gewidmet; die nächsten Tage der Orientierung. Das Ergebnis dieser ‚Orientierung‘ liest sich folgendermaßen:

„Ausgrabungen in Antiochia müssten ohneweiters von groszem Erfolg sein, aber sie lassen sich nicht auf Monate, sondern auf Jahre berechnen, und die Summen die man z. B. für Gjölbaschi so enorm gefunden, würden hier kaum für einige Vorarbeiten ausreichen; vielleicht rafften wir uns einmal zu einem groszen ! Unternehmen à la Olympia auf, oder vielleicht kommt es gar einmal zu einer internationalen Untersuchung der alten Königsstadt.“³³

Diese Textstelle ist für uns insofern sehr interessant, als an Ausgrabungen in Antiochia am Orontes ziemlich exakt zehn Jahre später in der Tat ernsthaft gedacht wurde. Als nämlich Otto Benndorf 1893 vom Minister für Cultus und Unterricht beauftragt worden war, einen Plan für ein großes Ausgrabungsprojekt auszuarbeiten, listete er in seinem vom 29. September 1893 datierenden Antrag, den er dem Minister Paul Freiherr Gautsch von Frankenthurn vorlegte, „(u)nter den lohnenden Plätzen“, zu denen er in erster Linie Knossos auf Kreta, Kyrene in Afrika, Milet, Ephesos, Samos, Phokaia und Kyzikos zählte, auch Antiochia am Orontes auf, und führte dazu aus: „Antiochia würde nur für die hellenistische Epoche Ausbeute versprechen und, wenn ich recht unterrichtet bin, kostspielige Expropriationen fordern.“³⁴

³³ Reisebriefe, unter dem 13. März 1883.

³⁴ Vgl. dazu eine Passage in einem Brief von Karl Lanckoroński aus Adalia an Otto Benndorf vom 21. April 1883 (ÖNB, HAD: Autogr. 650/21-4): „Antiochien mit Daphne und Seleucia ist Ein großes Ausgrabungsfeld, an Bedeutung Olympia gleich zu achten, viel ausgedehnter, in den Ergebnissen voraussichtlich mannichfaltiger und leider auch kostspieliger. Wer wird die Schätze heben?“

Benndorf hob in seinem Antrag die Grabungen in Olympia und Pergamon hervor, was darauf abzielte, dass sich Österreich bald wieder an diesen Forschungen wie in der Vergangenheit beteiligen, sich dieser Herausforderung stellen und an diesem Wettstreit teilnehmen müsse, „um uns Erfolge zu sichern, die mit dem ausgiebigen älteren Einsatze anderer Culturländer rückhaltlos verglichen werden können.“³⁵ Benndorf präferierte in seinem Antrag Ephesos, jenen Ort an der ionischen Küste, den er „als den einzigen noch verfügbaren Platz von welthistorischem Klange des Namens“ bezeichnete, „von welchem neben wichtigen geschichtlichen Aufschlüssen ein Gewinn ausgezeichneter griechischer Kunstwerke mit Sicherheit in Aussicht steht.“³⁶ Benndorf gelang es mit seiner Argumentation und insbesondere durch die privat finanzierte erste Grabungsperiode des Jahres 1895, Ephesos für die k. k. Ministerialbürokratie interessant zu machen. Die österreichisch-ungarische Monarchie stellte sich danach seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert dem internationalen Wettbewerb, und Österreich als Nachfolgestaat tut es in Ephesos, seit nunmehr gut 120 Jahren.

Aber kehren wir zu Luschan und seiner Reise zurück. Der 16. März, ein Freitag, „war für Daphne, dem Schönbrunn oder St. Cloud [kleine Vorstadt von Paris] von Antiochia und für den Ritt nach Suweidieh, dem alten Seleucia dem Hafenorte der Stadt bestimmt.“

Daphne (heute: Harbiye), ca. 10 km von Antiochia entfernt liegend, war in der Antike Stätte eines heiligen Hains des Apollo. Die Nymphe Daphne soll vor Apollo hierher geflüchtet und in einen Lorbeerbaum verwandelt worden sein. Luschan schreibt von diesem Ort auch von einem „Lorbeerwald, überall reiche Quellen und prächtige Cascaden, herrlicher Blick nach Norden gegen die Castelle von Antiochia, nach Süden gegen den Aetna-gleichen Dschebel Okra und das offene Meer“ – und er sieht auch einen riesigen „Lorbeerbaum, vielleicht 1000 Jahre alt.“



Daphne bei Antiochia; der Djebel-el-Akra (Mons Casius) vom Dach des Raffat-Aga in Suweidiye – Fotos: F. von Luschan, 16. März 1883 (ÖAW, IKAnt, DocAnt)

³⁵ Vgl. dazu zuletzt H. D. Szemethy, Die österreichischen Samothrake- und Trysa-Expeditionen im Lichte des friedlichen Wettstreits der Nationen – Politische Hintergründe, Methoden und Öffentlichkeitsarbeit, in: Ch. Ottner – G. Holzer – P. Svatek (Hrsg.), Wissenschaftliche Forschung in Österreich 1800–1900. Spezialisierung, Organisation, Praxis (Göttingen 2015) 117–148.

³⁶ Promemoria Otto Benndorfs über Ausgrabungen in Ephesus (Kleinasien), 29. September 1893 (Österreichisches Staatsarchiv, Ministerium für Cultus und Unterricht, Praes. 1917 aus 1893, liegt bei Praes. 1329 aus 1894). Vgl. T. Wohlers-Scharf, Die Forschungsgeschichte von Ephesos. Entdeckungen, Grabungen und Persönlichkeiten (Frankfurt am Main u. a. 1995) 9 f. 71–73 (mit z. T. falschen Lesungen).

Später am Nachmittag erreichten sie schließlich Suweidiye, das antike Seleukia Pieria (heute: Samandağ) an der Mündung des Orontes (Nahr al-Asi)³⁷, von wo sich ihnen ein herrlicher Blick bot auf

„den Dschebel Okrà, den Mons Casius der Alten³⁸, einen der wenigen Berge, welche auch im Alterthum beachtet und sogar bestiegen wurden; so weisz man, dasz Hadrian ihn erstiegen, um von seinem Gipfel das merkwürdige Schauspiel zu sehen, das auf einer Seite Tag auf der anderen Nacht sei; eine Fabel, die gerade vom Dschebel Okra bei vielen alten Schriftstellern erwähnt ist. Wir machen noch einen sehr lohnenden Spaziergang auf einen unweit vom Strande sich erhebenden Hügel, genießen einen schönen Sonnen-Untergang und sehen 3 Schiffe, welche der Sturm vom 13. März an das Land geschleudert, davon zwei oesterreichische und ein italienisches; sie sind unrettbar verloren, zerbrochen und geborsten.“³⁹



Suweidiye: Künstlicher Felsen-Kanal – Foto: F. von Luschan, 17. März 1883 (ÖAW, IKAnt, DocAnt)

Der folgende Tag gehörte ganz den Ruinen von Seleukia; Reisehandbücher abschreiben wollte Luschan wieder einmal nicht, und so erwähnte er cursorisch „interessante Höhlen mit modernen Troglodyten, zahllose Felsengräber, schöne Sarcophage, interessante Stadthore“. All seine Erwartungen übertraf aber ein großer Tunnel:

„Um einen Bach abzuleiten, welcher den Hafen zu versanden drohte, hat man – wenn ich nicht irre, im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung einen ganz ungeheuren Tunnel und lange Cunetten durch den Felsen getrieben, die noch heute vollkommen erhalten sind. Dimensionen und genaue Beschreibungen derselben finden sich in allen Büchern, sind uns aber jetzt nicht zur Hand; nur weisz ich, dasz mir das imposante Werk technisch und malerisch viel bedeutender erschienen ist, als ich nach den Büchern erwarten konnte.“⁴⁰

Am Sonntag, dem 18. März, trennte sich Luschan von Lanckoroński, der – wie einst Hadrian – den Dschebel Okra besteigen und danach nach Latakiah, dem antiken Laodicea/Laodikeia, eine Hafenstadt am Mittelmeer, reiten wollte. Luschan hingegen ging zurück nach Antiochia und von da nach Aleppo. Ein Zusammentreffen wurde für Alexandrette vereinbart, von wo sie nach Adalia zurückkehren wollten.

Geldnot plagte sie seit geraumer Zeit⁴¹, weil man ihre Creditbriefe, die Ihnen in Constantinopel von der Ottoman Bank mitgegeben worden waren, nicht akzeptierte. Denn die Bank hatte zwar auf diesen Wechsel „einige syrische Adressen [...] vorgemerkt, aber lächerlicher

³⁷ Vgl. H. Pamir, Eine Stadt stellt sich vor. Seleukia Pieria und ihre Ruinen, AW 35, 2004, H. 2, 17–21.

³⁸ Heute: Jebel al-Aqra (‘der kahle Berg’; es gibt unterschiedliche Schreibweisen dieses Namens), ein unmittelbar vom Meer aus steil aufsteigender 1628 m hoher Berg an der Grenze zwischen Syrien und der Türkei.

³⁹ Reisebriefe, unter dem 16. März 1883.

⁴⁰ Reisebriefe, unter dem 17. März 1883.

⁴¹ In Antiochia hatte Luschan z. B. unter dem 13. März seitlich an den Rand seiner Aufzeichnungen geschrieben: „Mardiros Missakian, Agent der Bank und deutscher Consul, aber einheimischer Schafskopf weigert sich gleichfalls, L[anckoroński] auf seinen Creditbrief, den er nicht verstehe, Geld zu geben.“ – Zum 1911 verstorbenen deutschen Konsularagenten von Antiochia Mardiros Missakian s. E. Sachau, Reise in Syrien und Mesopotamien (Leipzig 1883) 462; Kornrumpf 1998, 251.

Weise vergessen, die betreffenden Firmen auch ihrerseits zu verständigen“⁴². Telegramme nach Constantinopel, Smyrna und Adalia waren bislang ohne Erfolg geblieben, und so zog Luschan

„schon ernsthaft in Erwägung [...], ob ich besser als Arzt oder als Photograph rasch zu Geld kommen würde. So trennten wir uns mit allen möglichen Segenswünschen, das letzte Wort blieb aber doch: ‚Schauen Sie, bald zu Geld zu kommen‘.“⁴³

Am Weg zurück nach Aleppo stattete Luschan der großen Orontes-Brücke einen Besuch ab, schickte seinen Train aber weiter, um rascher vorwärts zu kommen. Als er am Nachmittag wieder zu seinen Leuten aufgeschlossen hatte, machten sich diese abermals früh zum Nachtlager bereit, wie es der Führer des Trains angeordnet hatte. Das ärgerte Luschan nicht weniger als der Ort an sich, ein Dorf namens Yeni-sheiz, ein „elendes Nest, nur von Tscherkessen mit sehr verdächtigen Physiognomien bewohnt“. Alle Überredungsversuche Luschans waren umsonst; der Führer weigerte sich weiterzugehen.

Luschans Revanche folgte allerdings auf dem Fuße:

„Dafür räche ich mich am Dienstag 20. März dadurch empfindlich an ihm, dasz ich [ihn] schon um 2³⁰ Morgens aus dem Schlafe rüttle, und ihm erkläre, es sei eine Stunde vor Sonnenaufgang; er ist dumm genug, es zu glauben, und zu füttern und zu satteln, so dasz wir wirklich noch in tiefer Nacht klar werden“⁴⁴.

Um seinen Train kümmert sich Luschan bald nicht mehr. Er drückt seinem Diener Jussuf einen Kompass in die Hand, weil seiner Meinung nach der arabische Führer vom einzuschlagenden Weg keine Ahnung hat, und weist ihn an, sich stets gegen Osten zu halten. Er selbst reitet in zehn Stunden nach Aleppo und ist dort binnen kurzer Zeit seine ärgsten Sorgen los. Denn Johann Jakob Zollinger⁴⁵ – ein gebürtiger Schweizer, der von Zürich nach Syrien emigriert war, als Geschäftsmann Karriere gemacht hatte und nach Annahme der deutschen Staatsbürgerschaft von 1877 bis 1899 deutscher Konsul in Aleppo war, gleichzeitig auch Agent der Banque Ottomane, ein „prächtiger alter Herr“ – erkannte Luschans Creditbrief an und stellte ihm so viel Geld zur Verfügung, wie er nur wollte:

„Damit war unsere Geldnoth zu Ende. Tags darauf bekam er [sc. der Consul] überdiesz ein Telegramm aus Stambul, welches ihn anwies, 100000 Francs zur Disposition von Graf L[anckoroński] zu halten – gar absurd, denn von dieser Summe, auf die allerdings der Credit Brief lautete, waren damals schon gut zwei Drittel ausgegeben gewesen. So musterhaft allerdings die Filialen in Smyrna Adalia und Aleppo geleitet werden, um so sonderbarer scheint mir die Wirthschaft bei der Bank in Constantinopel, offenbar beschäftigen sich die Herren dort mehr mit hoher Politik als mit lumpigen Creditbriefen.“

„Sehr erleichterten Herzens“ machte Luschan danach, weil von seinem „Train natürlich noch keine Spur“ zu sehen war, in Reithosen Besuche bei zwei ortsansässigen Ärzten, einem gewissen Dr. Cozzoni und einem Dr. Szarkewski:

„D^r Cozzoni ist ein ganz europäisch gebildeter Arzt und D^r S[zarkewski] natürlich ein Pole, hat eine sehr lustige, nette, kleine Alepinerin geheirathet, die in Paris erzogen ist, sich auf ihr gutes

⁴² Reisebriefe, unter dem 5. März 1883.

⁴³ Reisebriefe, unter dem 18. März 1883.

⁴⁴ Reisebrief, unter dem 19. und 20. März 1883.

⁴⁵ Zu Johann Jakob Zollinger (1826–1901) s. Kornrumpf 1998, 423; St. Sigerist, Schweizer im Orient (Feuerthalen 2004) 118–124 (Die Geschichte von Johann Jakob Zollinger, Deutscher Konsul in Aleppo; non vidi); Zollinger Family History Research Website (<<http://www.zollinger-genealogy.com/EasternEurope/syria.php>> [26.1.2016]).

Französisch und ihre nette Figur offenbar recht viel einbildet und nicht ohne Stolz erzählt, wie die Verwandten ihres Mannes erstaunt waren, als sie gesehen, dass sie keine Negerin sondern eine gewöhnliche weisse Frau sei“.

Luschan besuchte die beiden Ärzte, um mit ihnen

„über die Möglichkeit, Aleppoknoten zu extirpieren, zu berathen. Ich sehe nemlich keinen andern Weg, diese höchst wunderbare und interessante, noch ganz mysteriöse Krankheit zu studiren als die Exstirpation [d. h. die operative Entfernung] junger Knoten zur mikroskopischen Untersuchung. [...] mit den Aleppoknoten sieht es aber schlecht aus, denn die Ärzte halten ihn da alle für ein noli me tangere, und erklären eine Exstirpation, die doch sicherlich einer Radical-Heilung gleich käme, für ein höchst gefährliches, unstatthaftes Unternehmen ! Auch dass ich und Jussuf den Knoten selbst kriegen würden, schien bei der kühlen Jahreszeit leider unwahrscheinlich genug.“⁴⁶



Aintab: Udabaschi aus dem Nazer-Aganin-Han – Foto: F. von Luschan, Mai 1883 (SBB – PK, HSA, NL Luschan, Kasten 3, Konvolut 2)

‘Aleppoknoten’ beschäftigten Luschan längere Zeit. Denn als er mit der Expedition der Preußischen Akademie der Wissenschaften gemeinsam mit Otto Puchstein und Carl Humann zum Nemrud Dağ unterwegs war, traf er regelmäßig auf diese Erkrankung. Er legte damals seinem Reisebrief auch eine Abbildung bei, die einen Armenier zeigte, der

„am Nasenrücken einen noch nicht ganz verheilten Aleppoknoten (trägt), der an der Photographie aber auffallender ist, als am Original, und dem Manne in Wirklichkeit ganz gut steht. Überhaupt ist es sehr sonderbar, wie rasch man sich an den Anblick der grossen braunen Narben gewöhnt, die nach der habb-es-senē zurückbleiben. Besonders in Aleppo selbst, aber auch in ‘Aintab scheint die Narbe so sehr zu dem dunklen Colorit und dem ganzen Habitus der Leute zu stimmen, dass mir schon nach einigen Tagen nicht mehr die Narbe auffiel, sondern viel eher der Mangel einer solchen und jetzt bin ich schon so weit, dass mir ein Araber, welcher keine grosse Narbe im Gesicht trägt, ebenso entstellt scheint als wäre er einäugig oder schielend.“

Einige Zeit hatte Luschan gewünscht, selbst den Aleppoknoten zu bekommen, war dann aber doch froh, dass dieser Wunsch nicht in Erfüllung gegangen war:

⁴⁶ Reisebriefe, unter dem 20. März 1883.

„ich habe nemlich hier in ‘Aintab von den americanischen Ärzten erfahren, dass ihre Exstirpations-Versuche nicht immer von Erfolg waren und der Besitz des schönsten in Chromsäure gehärteten Knotens wäre mir nicht die Plage werth, ein ganzes Jahr lang eine eiternde Wunde im Gesicht herumzutragen, die noch dazu in Europa von 999 unter 1000 Menschen für specifisch⁴⁷ gehalten werden würde – wie denn auch in Aleppo mehreren der berühmtesten Wiener und Pariser Dermatologen nachgesagt wird, sie hätten wiederholt einzelne, zufällig in ihre Behandlung gelangte Aleppoknoten gar nicht erkannt sondern sie allem Leugnen und Streuben der Patienten zum Trotz einer natürlich noch dazu erfolglosen antispezifischen Cur unterworfen.“⁴⁸

Zurück in Wien berichtete Luschan in zwei Monatsversammlungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft über seine Reise: am 8. April 1884 – „Eben erst von einer Reise in Syrien zurückgekehrt [...]“ – über seine ethnografischen Studien⁴⁹; und am 13. Mai 1884 stellte er Fotografien kleinasiatischer Rassetypen und eine Sammlung kleinasiatischer Schmuckgegenstände aus und referierte über die Therapie des Aleppo-Knotens⁵⁰. Was er im Detail sprach, entzieht sich unserer genauen Kenntnis, aber seine medizinischen Untersuchungen in Kleinasien und Syrien müssen so weit fortgeschritten gewesen sein, dass er gegenüber den zuvor angesprochenen Wiener Ärzten einen gewissen Informationsvorsprung hatte.



Aleppo: Das alte Zollhaus; Straßenszeneriee – Fotos: F. von Luschan, 22. März 1883 (ÖAW, IKAnt, DocAnt)

⁴⁷ Der Terminus „specifisch“ bezog sich in der medizinischen Umgangssprache früher auf Geschlechtskrankheiten, insbesondere Syphilis.

⁴⁸ Zitiert aus den Reisebriefen Felix von Luschan an seinen Vater beginnend mit dem 24. April 1883 und endend mit dem 24. Juli 1883 (SBB – PK, HSA, NL Luschan, Kasten 3, Konvolut 2), unter dem 21. Mai 1883 (pag. 129–130).

⁴⁹ Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 14, 1884, [Verhandlungen] 59.

⁵⁰ Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 14, 1884, [Verhandlungen] 71. Vgl. B. Stern, Medizin, Aberglaube und Geschlechtsleben in der Türkei. Mit Berücksichtigung der moslemischen Nachbarländer und der ehemaligen Vasallenstaaten. Eigene Ermittlungen und gesammelte Berichte (Berlin 1903) 231 f.; J. Kyrle – J. Reenstierna, Anatomisch-experimentelle Studien über Aleppo-Beule, Archiv für Dermatologie und Syphilis 128, 1921, 100–148 Taf. III–VII. – Heute wissen wir, dass es sich bei sog. Aleppoknoten um eine Infektionserkrankung (Hautleishmaniose) handelt, die durch Parasiten der Gattung *Leishmania* hervorgerufen wird.

Doch nochmals zurück zu Luschans Schilderung der Reise. Über Aleppo⁵¹, durch dessen Straßen er lange ging und sich umschaute, auch am alten Zollhaus vorbeikam, gab es in den Reisebriefen Luschans

„viel zu sagen, – jedenfalls ist es eine der interessantesten Städte die ich bisher kennen gelernt; echt orientalisches, ohne europäischen Beigeschmack wirkt es etwa wie eine Vorstadt von Bagdad. Herrliche alte Dschami's, vor allen die Utrusch-Dschami, von der ich zahlreiche Photographieen gemacht. Prächtig ist auch das alte Irrenhaus [...]. Überaus merkwürdig ist das Castell, auf einem ungeheuren künstlichen Tumulus. Über eine gewisse Art von Tumulus ist mir erst in diesen Tagen ein Licht aufgegangen; es ist mir ganz klar geworden, dass dieselben nichts weiter sind, als künstliche Burgberge. Wo man in alter, wahrscheinlich prähistorischer Zeit einen Burgberg gebraucht, hat man sich eben einen errichtet. Gewöhnlich war es umgekehrt, wo ein Burgberg vorhanden war, da siedelte man sich an; aber in den nordsyrischen Ebenen gab es gar zu viele sonst für eine Stadt-Anlage herrlich geeignete Punkte, nur der Burgberg fehlte, – nichts natürlicher, als sich einen selbst zu construiren. Auf solchen riesigen Tumulis stehen heute die Castelle von Aleppo, Marasch, Aintab, Hiran und viele, viele andere. Über alle Beschreibung interessant ist der Bazar von Aleppo [...]"

auf dem Luschans – er verfügte nun ja wieder über ausreichend Geld – für sich und auch für Lanckoroński „recht tüchtig einkaufen“ konnte.“ Ob er hier auch jenes palmyrenische Relief, das heute im Millstätter Stiftsgebäude eingemauert ist, für seine eigene Sammlung erwarb, muss offen bleiben, hat aber eine gewisse Wahrscheinlichkeit. Zwei von Luschans selbst aufgenommene Fotografien palmyrenischer Reliefs stammen jedenfalls unzweifelhaft aus Aleppo.



Aleppo: Die Utrusch-Dschami; Reliefs aus Palmyra – Fotos: F. von Luschans, 22. März 1883 (ÖAW, IKAnt, DocAnt)

Wie ich bereits in früheren Beiträgen nachzuweisen versuchte, sind Luschans schriftliche Aufzeichnungen stets in mehrfacher Hinsicht von historischem Interesse⁵², u. a. aus sozial-, wirtschafts-, kultur- und medizingeschichtlicher Perspektive. Daneben liefern sie aber etwa

⁵¹ Zur Stadt s. H. Gaube – E. Wirth, Aleppo. Historische und geographische Beiträge zur baulichen Gestaltung, zur sozialen Organisation und zur wirtschaftlichen Dynamik einer vorderasiatischen Handelsmetropole (Wiesbaden 1984); M. Fansa – H. Gaube – J. Windelberg, Damaskus – Aleppo. 5000 Jahre Stadtentwicklung in Syrien (Mainz 2000); J. Busquets (Hrsg.), Aleppo: Rehabilitation of the Old City (Cambridge 2006); F. R. Scheck – J. Odenthal, Syrien. Hochkulturen zwischen Mittelmeer und Arabischer Wüste (Ostfildern 2007) 244–273.

⁵² s. z. B. H. Szemethy, Die Reise Felix von Luschans in den Orient im Jahre 1889, in: F. Nikolasch (Hrsg.), Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 2013 (o. O. [2014]) 124.

auch für die Wetterforschung oder für die Geschichte des Konsularwesens im Orient besonders aufschlussreiche Details⁵³.

Generell machen ihm – mit wenigen Aussagen – die österreichischen Consulen (Generalconsul, Consul, Vizeconsul, Honorarconsul) wenig Freude. Er achtet sie nicht besonders hoch. So ist es auch in Aleppo gewesen, wo die Familie Pic(c)iotto als alteingesessene Handelsleute lange Zeit hindurch für verschiedene Staaten Konsular- bzw. Agenturvertreter stellten. Dirigierendes Konsulat in der Levante war ab 1848 das von einem Berufskonsul geleitete Generalkonsulat Beirut, dem jenes von Aleppo untergeordnet war. Luschans Meinung über den österreichischen Consul an diesem Ort liest sich wenig schmeichelhaft:

„Um unseren Consul, Chevalier Moïse de Picciotto, welcher den Titel eines General-Consuls zu führen berechtigt ist, kümmerte ich mich nicht weiter; er machte mir einen officiellen Besuch, ich erwiderte ihn, damit war unser Verkehr erledigt; was ich über ihn sonst erfahren, war schlimm genug; kein anständiger Mensch verkehrt mit ihm, er gilt als Wucherer, Betrüger, Kuppler und Wechselfälscher, ist im übrigen Millionär und der besondere Protégée von Baron Zwiedineck Südenhorst und zwar wie es heizt aus Gründen, die hier anzuführen unpassend wäre.“⁵⁴

Angesprochen ist an dieser Stelle Moses (Moïse Di Elia de) Ritter von Picciotto (1814–1894), Consul von Österreich in Aleppo (von 1860 bis 1894), aber auch von der Toskana, Dänemark und den Niederlanden (ab 1857)⁵⁵.

Die neben Consul Picciotto zuvor genannte zweite Person, Julius Freiherr Zwiedineck von Südenhorst, war ein 1833 geborener Diplomat und Staatsmann⁵⁶. Er hatte die orientalische Akademie in Wien besucht, war danach Konsulareleve in Jerusalem, später in Konstantinopel, Beirut, Smyrna, Janina und Trapezunt im diplomatischen Dienst. Ihn fand Luschans ebenso wenig sympathisch und wenig ehrenhaft. Denn im Zusammenhang mit seiner Schilderung seines Aufenthaltes in Constantinopel spricht Luschans

„von seiner unrühmlichen und nutzlosen Thätigkeit [...]; er erfreut sich seines colossalen Gehaltes und seiner hohen Stellung und lässt im übrigen alle fünf gerade sein. [...] man begreift auch sonst nicht, wie jemand von so geringer Begabung und so wenig einnehmenden Eigenschaften in so kurzer Zeit Carriere machen konnte.“⁵⁷

Noch Jahre später, in seinen Aufzeichnungen der Reise nach Ägypten und in den Orient aus dem Jahre 1889, lässt Luschans an diesem Herrn kein gutes Haar und bezeichnet ihn als „unfä-

⁵³ Vgl. dazu R. Agstner, „Die Errichtung eines österreichischen General-Consulats in Constantinopel hat auf sich zu beruhen [...]“ – Zur Geschichte der österreichischen (österreichisch-ungarischen) Konsulate in der Türkei 1718–1918, in: R. Agstner – E. Samsinger (Hrsg.), Österreich in Istanbul. K. (u.) K. Präsenz im Osmanischen Reich (Wien – Berlin 2010) 137–174.

⁵⁴ Reisebriefe, unter dem 20. März 1883.

⁵⁵ Lebensdaten auf Les Fleurs de l’Orient (<http://www.farhi.org/wc11/wc11_449.htm> [4.2.2016]). Zur ursprünglich aus Livorno stammenden Familie Picciotto s. A. Breycha-Vauthier, Österreich in der Levante. Geschichte und Geschichten einer alten Freundschaft (Wien – München 1972) 12. 122; B. Le Calloc’h, La Dynastie Consulaire des Picciotto (1784–1894), Revue d’Histoire Diplomatique 105, 1991, 135–175; Kornrumpf 1998, 290; E. Picciotto, The Consular History of the Picciotto Family 1784–1895 (o. O. [1998]); A.-K. Rafeq, Ownership of Real Property by Foreigners in Syria, 1869 to 1873, in: R. Owen (Hrsg.), New Perspectives on Property and Land in the Middle East (Harvard 2000) 214 f.; Y. Harel, The Rise and Fall of the Jewish Consuls in Aleppo, Turcica 38, 2006, 233–250; K. Drewes, Jüdischer Adel. Nobilitierungen von Juden im Europa des 19. Jahrhunderts (Frankfurt am Main 2013) 283 mit Anm. 15.

⁵⁶ C. von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich 60 (Wien 1891) 343 f.; A. A. von Siegenfeld, Genealogisches Taschenbuch der Adeligen Häuser Österreichs 1 (Wien 1905) 617; Kornrumpf 1998, 424. Vgl. H. D. Szemethy, Die Reise Felix von Luschans in den Orient 1889, in: F. Nikolasch (Hrsg.), Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 2013 (o. O. [2014]) 103.

⁵⁷ Reisebriefe, unter dem 29. Jänner 1883.

hig“, und außerdem sei er „nach allen was man mir s[einer] Z[eit] in Beyrouth erzählt hat noch obendrein ein Gauner“⁵⁸. Den offiziellen Besuch beim Gouverneur Dschemil-Pascha machte Luschan daher – sehr bezeichnend –

„unter solchen Umständen nicht mit dem Consul, sondern mit Herrn Antoniewicz [dem Post- und Telegrafendirektor von Aleppo, „eine(m) jovialen alten Polen“, zudem liebenswürdig]. Dschemil Pascha, der auch Militär-Gouverneur ist, macht einen prächtigen strammen Eindruck und scheint die heterogenen Elemente, die in seinem Vilajet aneinanderstoszen, die Araber, Türken, Kurden, Tscherkessen und Fellachs recht ordentlich im Zaum zu halten.“⁵⁹

Was Luschan über die anderen diplomatischen Vertretungen schrieb, unterscheidet sich diametral von seiner Meinung über die österreichischen:

„Ein hervorragender Gelehrter, und nebenbei ein Gentleman durch und durch ist der engl[ische] Consul, Mr. Patrick Henderson⁶⁰; er bewohnt einen fürstlichen Palast in einem famosen Garten mit Palmen, künstlichen Grotten, Springbrunnen und den schönsten Anlagen.

Auch der französische Consul ist ein angesehenener und hochachtbarer Mann, ebenso der deutsche, Herr Zollinger; nur wir als katholische Macht haben die Ehre durch Herrn Moïse vertreten zu sein, der, ein einheimischer Jude, nicht einmal eine europäische Sprache ordentlich zu sprechen im Stande ist – worüber ich an Warsberg⁶¹ ausführlich berichtet; dieser hat die sonst manchmal nicht eben angenehme Gewohnheit, Briefe sofort nach Wien weiter zu senden; thut er es diesmal mit meinem, wird Herr Moïse hoffentlich bald – ersetzt sein.“

Über die Unterkunft in Aleppo ist Luschan voll des Lobes, was insofern hervorzuheben ist, als er selten mit seinen Quartieren in Städten zufrieden ist. Die Zimmer waren tadellos rein, das Essen gut, der Preis billig. Der Vermieter, ein gewisser Bonaventura Popolani, der mit einer gebildeten Araberin verheiratet war und in der Familie immer französisch sprach, kümmerte sich rührend um seine Gäste und machte „einem Tagelang den Dolmetsch, Lohndiener und Sensal [...] so gut wie nur irgend ein Lohndiener in Pera. Er ist oesterreichischer Unterthan, von italienischer Abstammung [...]“. Wir haben zwar vermutlich keine Fotografie von dieser Aleppiner Bleibe, aber wir können uns durch eine Beschreibung Luschans ein gutes Bild von ihr machen:

„Reizend ist das Haus, in dem er seine Gäste beherbergt. Ein alter Harem ist es, wie fast alle Häuser in Aleppo nach aussen ohne Fenster so dasz der Schwerpunkt der Architektur nicht wie bei uns auf die Façade, sondern in den Hof fällt. Dieser ist nun in Aleppo meist ein kleiner

⁵⁸ Reisebriefe Felix von Luschans aus Ägypten an seinen Bruder Oscar, beginnend mit dem 12. März 1889 und endend mit dem 27. März 1889 (SBB – PK, HSA, NL Luschan, Kasten 3, Konvolut 6).

⁵⁹ Reisebriefe, unter dem 20. März 1883.

⁶⁰ Patrick Henderson (ca. 1842–1894), ab 1870 Vizekonsul in Bengazi, Nordafrika, und seit 3. September 1877 britischer Konsul in Aleppo. Im Dezember hatte er im Auftrag des British Museum erste Ausgrabungen in Karkemiš, einer hethitischen Stadt am rechten Ufer des Euphrat, begonnen, die anfangs sehr vielversprechend waren, aber wegen Zeitmangels 1881 wieder aufgegeben wurden. Ab 1. April 1888 war Henderson Konsul in Cadiz. Er ist nicht nur wegen seiner Ausgrabungen, sondern auch als Sammler bekannt. Vgl. The Times, 13. Oktober 1894, S. 6; 15. Oktober 1894, S. 11; Kornumpf 1998, 161.

⁶¹ Gemeint ist Alexander Freiherr von Warsberg (1836–1889), Generalkonsul in Venedig, als Reisebegleiter der Kaiserin Elisabeth mit besten Kontakten nach Wien ausgestattet, Verfasser von Reiseberichten, z.B. Ein Sommer im Orient (Wien 1869); Odysseische Landschaften, 3 Bände (Wien 1878–1879); Eine Reise durch das Reich des Sarpedon. Homerische Landschaften (Wien 1884), vgl. Allgemeine Deutsche Biographie 41 (1896) 182–184 (H. Holland); Ch. Jakob, Alexander von Warsberg. Persönlichkeit und Werk (ungedr. Diss. Univ. Wien 1947); G. Pfligersdorffer, Scharntentor und ein „letzter Grieche“, Salzburger Nachrichten, 22.11.1986, S. 20; G. Pfligersdorffer, Alexander Freiherr von Warsberg und Kaiserin Elisabeth, Jahrbuch der Universität Salzburg 1991–1993 (1995), 155–166; R. Holzschuh (Hrsg.), Die letzte Griechin. Die Reise der Kaiserin Elisabeth nach Korfu im Frühjahr 1892 – erzählt aus den Tagebuchblättern von Constantin Christomanos (Aschaffenburg/Main 1996) 125–127 u. ö.

Garten, mit einigen groszen schattigen Bäumen, Springbrunnen, schönen bunten Mosaiken – kurz eine Art Salon; um diesen Hof herum sind nun die Zimmer gruppirt; Fenster auf die Gasse gibt es nicht, so sieht man immer nur in den Garten und hat so ein ganz angenehmes Gefühl von Abgeschlossenheit und Alleinsein.“⁶²

Da Luschan am 27. März in Alexandrette mit Lanckoroński zusammentreffen wollte, machte er sich am Ostersonntag des Jahres 1883, dem 25. März, auf den Weg dorthin. Wieder gab es Schwierigkeiten mit dem angeheuerten arabischen Führer des Trains, den Luschan dringender Hinweis, er müsse „trotz der schlechten Pferde am Montag Abend an der Küste sein“, wenig beeindruckte. Sooft er ihn zur Eile bewegen wollte, erwiderte er darauf nur gleichgültig: „Inchallah ! werden wir ankommen' [...] ,Inchallah – also wenn es Allah' gefällig ist, würden wir auch über den Nahr-Afrin⁶³ kommen'.“ Dass er das „so oft und immer mit so boshaft dummer Betonung“ wiederholte, wurde selbst Luschan's Diener Jussuf zuviel, der die Geduld verlor und ihm

„einen ganz barbarischen Peitschenhieb versetzte; ob es Allah gefällig sei oder nicht, sei ihm und mir ganz gleichgültig, wir hätten Eile und seinetwegen könne auch der Teufel dazuhelfen, aber wir müssten am Montag vor Mitternacht in Iskenderun sein. Auf das hin ging es eine Zeit lang recht lustig vorwärts [...]“.

Luschan hatte dennoch Zeit genug, sich „einen Umweg zum Kelaat Simàn⁶⁴ dem berühmten Sitze der Säulenheiligen“ zu gönnen:

„da das Wetter [...] jede photographische Arbeit unmöglich machte, war es fast nur Neugierde, die mich auf den Kelaat Simàn trieb, um die Stelle zu sehen, an welcher Simon Stylites 37 Jahre auf einer Säule gestanden, eine Verrücktheit, welche, wie es scheint, dann dort endemisch geworden, denn es bildeten sich bald ganze Vereine von Styliten und um diese herum allerhand Klöster, Kirchen, Karawansereien, sodasz die Heiligen, die sich auf eine Säule in der Wüste gestellt hatten und diese nicht mehr verlassen wollten, bald inmitten einer volkreichen Stadt zu stehen kamen.“

Viel mehr schrieb Luschan nicht über diesen Abstecher an seinen Vater Maximilian, er könne das – eine immer wiederkehrende Floskel in Luschan's Briefen – im Baedeker nachlesen.

Abends erreichten sie das linke Ufer des Nahr-Afrin:

„Wir fanden dort eine grosze Gesellschaft beisammen, wol an die 300 Menschen die alle nach Alexandrette, oder wenigstens an das andere Ufer wollten aber das braune schäumende Wasser des ausgetretenen Flusses nicht zu übersetzen wagten. Manche von den Leuten warteten seit 3 Tagen auf Courage, aber das Wasser stieg fortwährend und die Courage blieb aus. Da es völlig dunkel war, schob ich jeden Versuch weiter zu kommen, auf den Morgen.“⁶⁵

Hochwasser also, das Luschan vorerst zur Nachtruhe zwang. Da jedoch weiterer Regen in Aussicht stand und Warten unsinnig war, unternahm Luschan gleich am Morgen des darauffolgenden Tages – Ostermontag, 26. März – einen Versuch, über den Fluss zu kommen. Ein Spektakel für die Wartenden:

⁶² Reisebriefe, unter dem 20. März 1883.

⁶³ Heute auch Afrin, ein Nebenfluss des Nahr al-Asi, des antiken Orontes.

⁶⁴ Qal'at Sim'an im Grenzgebiet von Syrien und Kilikien. Hier entstand am Wirkungsort von Symeon Stylites nach seinem Tod 459 n. Chr. ein Kloster, das zu einem Wallfahrtszentrum ausgebaut wurde. s. H. G. Bliersch, Die Säule im Weltgeviert. Der Aufstieg Simeons, des ersten Säulenheiligen (Trier 1978); Biographisch-bibliographisches Kirchenlexikon 11 (1996) Sp. 353–356 (N. Heutger); Scheck – Odenthal a. O. (Anm. 51) 120; 283–287; P. H. Görg, Die Wüstenväter – Antonius und die Anfänge des Mönchtums (Augsburg 2008) 130–135.

⁶⁵ Reisebriefe, unter dem 25. März 1883.

„Um für alle Fälle sicher zu sein, verpacke ich Chronometer und Aneroide in wasserdichte Hüllen und treibe mein Pferd an; sonst war es, wie im Theater, an beiden Ufern war alles gedrängt voll; die Leute waren alle ungeduldig, den Flusz zu passiren, und der Franke [d. i. Luschan], der es zuerst versuchen wollte, kam ihnen eben gelegen.

Das Experiment gelang nicht ganz nach Wunsch, der Afrin ist reizender als ich gedacht hatte, und das Pferd fiel, so dasz wir nur schwimmend das andere Ufer erreichen. Da ich mein Packpferd, welches mit allerhand Alepiner Kostbarkeiten für L[anckoroński] und mich beladen war, nicht der Gefahr aussetzen konnte, gleichfalls schwimmen zu müssen und dabei entweder den Pack zu verlieren oder mit demselben zu ersaufen, musste ich wieder zurückschwimmen“.

Luschan war somit gezwungen, einen Umweg zu einer sechs Stunden weiter flussaufwärts befindlichen, erst 1882 vollendeten gemauerten Brücke zu nehmen. Diese war zwar auch überflutet, aber „von ganz untürkischer Solidität; die sieben Bögen auf denen sie ruht waren wenigstens alle überfluthet und sogar über den linken Brückenkopf strömte das Wasser, trotzdem hielt sie ganz famos.“ Über die Ursache des Hochwassers wusste Luschan übrigens mitzuteilen:

„Im Quellgebiet des Afrin hat es diesen Winter ebenso wie in Aleppo 111 Tage hintereinander geregnet und am Charfreitag gab es einen Wolkenbruch wie die ‚ältesten Leute‘ keinen ähnlichen gesehen haben wollen.“

Nach der Überquerung des Afrin hatte es wieder zu regnen begonnen und Luschan und sein Diener Jussuf – den arabischen Führer hatten sie am Afrin zurückgelassen, da ihm der Umweg zu groß erschien – hatten Mühe, im versumpften Gebiet weiterzukommen:

„Jussuf konnte sich nicht enthalten, jeden der des Weges kam zu fragen wie weit es noch zur ‚Scala‘ wäre. Gewöhnlich sagte man ihm ‚4 Tage‘, manchmal waren es auch 5, oder 6 und je näher wir kamen, desto gröszer gab man ihm die Entfernung an – was ihn endlich mit der Zeit verdrosz, so dasz er schliesslich zu fragen aufhörte – ein Standpunkt auf dem ich schon seit vielen Jahren stehe.“

Abends erreichten sie ein Kurdendorf, wechselten die Pferde, nahmen einen neuen Führer, „der immer lustig und unverdroszen stets einen Weg zu finden wuszte“, ritten auch die Nacht bei Vollmondschein durch und kamen kurz vor Sonnenaufgang an einen weiteren Nebenfluss des Orontes, den Karasu:

„dieselbe Geschichte wie beim Afrin, eher ärger; Tausende von Kamelen und Maulthieren harrten da ängstlich und halbverhungert auf das Passirbarwerden der überschwemmten und theilweise eingestürzten Brücke. [...] Unweit von der Brücke lag ein Kamel, das vor zwei Tagen durchgebrochen und im Schlamm versunken war. Die Ladung hatte man gerettet und halb aus dem Wasser gezogen; es waren zwei Kisten, ‚VOR NAESSE ZV SCHVUETZEN‘ stand auf der einen und von der anderen sah gerade nur eine Ecke vor, welche in ziehrlicher Cursivschrift das Wort ‚Vorsicht‘ trug. Zu was die Mühe, wer kümmert sich am Kara-Su um die schönsten Kisten Deckel-Inschriften? Unser braver Kurde hatte indesz aus der groszen Schaar einige besonders grosze, starke Maulthiere ausgewählt und ohne viel Umstände mit meinem Gepäck beladen. Auch meine Kleider wurden auf ein Maulthier gepackt und mein Sattel, denn ich war gewitzigt und wollte sie nicht ein zweites Mal am Leibe trocknen lassen. So kamen wir ohne grosze Schwierigkeit und ohne dasz die kunstvoll auf übereinandergestellte Sättel hoch gepackte Bagage Schaden gelitten hätte an das andere Ufer; ich zum groszen Ergötzen der Leute auf ungesatteltem Pferde und nur mit meiner Reitpeitsche bekleidet, eine Vorsicht, die sich als sehr nützlich erwies, da wir wiederholt bis über die Hüften eintauchten. Damit waren wir wieder im Trocknen und eilten nun den Amanus hinauf zum Beilan Pasz. Um 5^h N[ach]M[ittag] war ich in Alexandrette.“⁶⁶

⁶⁶ Reisebriefe, unter dem 26. März 1883. Zum Amanos s. Hild – Hellenkemper 1990, 174–176.

Das Wetter war aber nicht nur auf Luschans Reiseroute schlecht gewesen, sondern offenbar im gesamten östlichen Mittelmeerraum. Denn auch das Schiff – die „Antona“, mit der er und Lanckoroński weiterfahren wollten – war noch nicht da, weil sie unterwegs einen Hafen hatte aufsuchen müssen. Und da auch Lanckoroński noch nicht eingetroffen war, hatte Luschan „Zeit in Fülle, mich auszuruhen. [...] nach 16stündigen ununterbrochenem Schlaf“⁶⁷ – eine absolute Seltenheit bei Luschan – nahm er am Mittwoch, dem 28. März, ein Bad im Meer, schrieb danach Briefe, verpackte seine fotografischen Negativ-Platten und machte Besuche. Abends kam Lanckoroński an.

Wetterbedingt konnten sie sich erst am 30. März auf der Antona einschiffen und fuhren abends Richtung Adalia ab, erwachten tags darauf aber wieder in Alexandrette, weil Captain Mac Dougall in der Nacht „schlechtes Wetters [...] zur Umkehr gezwungen (hatte). Wir liegen den ganzen Tag bei hoher See vor Anker und bleiben wie gefangen an Bord, da keine Boote verkehren.“⁶⁸

Am Sonntag, dem 1. April, verließen unsere Reisenden abermals auf der „Antona“ Alexandrette. Da sich das Wetter aber nicht besserte, beschlossen sie während eines Halts des Schiffes in Mersine, dieses „zu verlassen und zu Lande nach Adalia zu gehen.“ Augusto G. Gherlans, der Telegrafendirektor von Mersine, der – was der stets ethnografische Details aufnehmende Luschan notierte – „eine schöne junge Mulattin zur Frau und reizende dunkelbrünette Kinder“ hatte, war ihnen bei der Beschaffung von Pferden behilflich. Abends stand noch ein „gutes, ganz europäisches Diner bei Herrn Daras, unserem Consul, der wirklich ein sehr anständiger Mensch zu sein scheint“⁶⁹, auf dem Programm.

Am nächsten Tag brachen sie um halb 6 Uhr früh auf, übernachteten in einem großen Felsengrab in einer ausgedehnten Ruine, wo sie die von frühen Berichten namhafter Geografen ausgehende, „heillose Confusion“ besprachen,

„welche in der rein geographischen Beschreibung herrscht; weit auseinanderliegende Orte sind da verwechselt, und Dinge, die sich an derselben Stelle finden, sind wieder auf mehrere Orte vertheilt beschrieben, so dasz es manchmal unmöglich wird, überhaupt zu erkennen, wovon die Rede ist und all dies in dem berühmten Werke des „großen Geographen“ und unter dem Motto „litius emergit veritas ex errore, quam ex confusione“. Nun Irrthümer hat der gute Ritter genug am Gewissen, dafür kann er aber vielleicht weniger, als seine Gewährsmänner, aber was die Confusion anbelangt, so steht Ritter unbedingt sehr grosz da.“⁷⁰



Tempeltrümmer bei Ajasch; Ansicht von Korgos – Fotos: F. von Luschan, 3. April 1883 (ÖAW, IKAnt,

⁶⁷ Reisebriefe, unter den 27. und 28. März 1883.

⁶⁸ Reisebriefe, unter dem 31. März 1883.

⁶⁹ Reisebriefe, unter dem 1. April 1883.

⁷⁰ Reisebriefe, unter dem 2. April 1883. Luschan bezieht sich dabei insbesondere auf den Band IX über Kleinasien von Carl Ritters 1858 und 1859 bei Reimer in Berlin verlegter „Erdkunde von Asien“.

DocAnt)

Tags darauf erreichten sie Ajasch⁷¹, fotografierten verschiedene interessante Gräber, besichtigten bei Korgos⁷² große mittelalterliche Kastelle, und gelangten bei fast völliger Dunkelheit „auf einer grossen mittelalterlichen Brücke über den Calycadnus“ (heute: Göksu – „Blaues Wasser“ –, auch Güksu Nehri, Coxon, Kalykadnos, Saleph) nach Selefkeh (auch Selefkieh, Silifke, Selefke⁷³), ca. 80 km westlich von Mersin.

Beim Muttesarif des Ortes, Nassohi Bey, „ein unterrichteter und ungewöhnlich ernster wolwollender Mann“, fanden sie im Konak Unterkunft:

„er ist aus einer vornehmen Stambuler Familie und hat Frau und Kinder auf seinen Gütern bei Constantinopel zurückgelassen; hier beschäftigt er sich vornehmlich mit der Hebung des Ackerbaues seiner Provinz und hat sogar zu diesem Zwecke einen eigenen Directeur de l’Agriculture ernannt, Hakki de la Grange, einen wie es scheint zum Islam übergetretenen, sonst recht anständigen und gefälligen alten Franzosen.“⁷⁴

Dieser zeigte ihnen am nächsten Tag, bei strömendem Regen, ein großes antikes Wasserreservoir, „zahlreiche Felsgräber mit späten gr[iechischen] Inschriften, einzelne Sarcophage, interessante Steinbrüche“, einen großen späten Tempel mit einer einzelnen noch aufrechten Säule und das malerische Kastell. Der mächtige Fluss Calycadnus und der Ort Silifke riefen historische Erinnerungen in Luschan wach, war dies doch jener Ort und jener Fluss, in dem der Römisch-Deutsche Kaiser Friedrich I., genannt ‚Barbarossa‘, im Jahre 1190 auf dem Dritten Kreuzzug, ausgerufen von Papst Clemens III., ertrunken war:

„ich weisz nicht, was die Quellen darüber berichten, mir scheint die Brücke älter als die Kreuzzüge zu sein, vielleicht ging der Übergang des Heeres auf der Brücke so langsam von statten, dasz Friedrich neben derselben über den reisenden Strom setzen wollte; war er in schwerem Harnisch, konnte er wol leicht dabei zu Grunde gehen.“⁷⁵

Am 5. April zogen sie weiter auf einem Weg, der zwar meist nah an der Küste entlanggeht, „aber stellenweise bis zu 300 Meter hoch; unten zahllose Klippen, prächtig blaues Meer im Hintergrund, rosig angehaucht ganz Cypern.“⁷⁶ Nahe von Pappadulia kamen sie bei einem Wasserfall vorbei und erreichten am darauffolgenden Tag „Cilindria einen kleinen Hafentort mit etwa 40 Häusern, von denen nur 10 türkisch sind, die anderen griechisch.“ Das ist das türkische Gülnar, das antike Celenderis und heutige Aydıncık⁷⁷:

„Eine grosse russische Brigg die erst vor 5 Tagen hier gescheitert war, sowie ein riesiges mit Bronze Blech überzogenes Steuer das daneben am Strand liegt zeigen, dasz der Hafen nicht zu den besten gehört. [...] Cafè mit schöner Aussicht. [...] Im Cafè ein hochblonder Junge, ein Schweizer mit echten BodenSee-Dialect, aber wie es scheint, hochgradig beschränkt und irrsinnig. Er ist seit 4 Monaten als Diener bei dem Cafegy, wollte wie es scheint nach Jerusalem, natürlich ohne Geld und ohne Kenntnis der Landessprache und blieb hier hängen.“⁷⁸

⁷¹ Das heutige Ayas, etwas nördlich von Kizkalesi, das antike Elaeusa / Elaiussa Sebaste, s. Wagner 1986, 223–225; Hild – Hellenkemper 1990, 400 f.

⁷² Das antike Korykos, auch: Kyz-Kalessi / Kizkalesi, s. Wagner 1986, 219–222; Hild – Hellenkemper 1990, 315–320.

⁷³ Das antike Seleucia ad Calycadnum, auch: Seleucia Trachea, Seleucia Ciliciae bzw. Seleucia in Isauria, s. Wagner 1986, 209–212; Hild – Hellenkemper 402–406.

⁷⁴ Reisebriefe, unter dem 3. April 1883.

⁷⁵ Reisebriefe, unter dem 4. April 1883.

⁷⁶ Reisebriefe, unter dem 5. April 1883.

⁷⁷ Vgl. Wagner 1986, 208; Hild – Hellenkemper 1990, 298.

⁷⁸ Reisebriefe, unter dem 6. April 1883.

Softa-Kalesi⁷⁹ (heute bei der Ortschaft Bozyazi) mit einer ganz besonders malerischen mittelalterlichen Burg „auf einem fast unzugänglichen Felsen“ passierten sie am 7. April. Die Landschaft änderte sich kurzfristig im Charakter und erinnerte Luschan – derartige Querbezüge zu Österreich sind keine Seltenheit – ganz an

„Payerbach, giftgrüne Wiesen, grosze regelmässige Felder, bewaldete Berge, selbst der Himmel blasz und tonlos – nur für kurze Zeit, denn hinter der nächsten Landzunge wird alles wieder echt südlich.“



Gülнар (Celenderis); Anamur – Fotos: F. von Luschan, 6. und 7. April 1883 (ÖAW, IKAnt, DocAnt)

Wenig später erreichten sie Schloss Anamur, die Kreuzritterburg Mamure Kalesi, eine der ältesten und besterhaltenen Befestigungsanlagen an der türkischen Südküste, „der unerreichbare Glanzpunkt der ganzen Tour“, wie Luschan schrieb:

„Wol erhalten, von ungeheuren Dimensionen und fabelhaft malerischer Wirkung. Geschichte desselben ist unbekannt, es stammt wol aus der Zeit Barbarossa's. Eine arabische Inschrift ist vermuthlich späteren Datums, sie abzuschreiben war keine Zeit; hoffentlich komme ich wieder dahin; von Cypern aus ist der Ort ja leicht zu erreichen [...] Schon um zu photographiren müsste man noch einmal nach Anamur; ich konnte aus Platten-Mangel (den Wassmuth am Gewissen hat) nur eine einzige Aufnahme machen und dutzende würden sich lohnen.“⁸⁰

Von hier ging es über einen guten „Saumweg, fast völlig horizontal in einer Höhe von 250 Metern in alle Falten des Gebirges eindringend und mit stets wechselnden Fernsichten“ nach Selinti, beim heutigen Gazipaşa, bei dem sie am 9. April anlangten. Man kaufte Gerste für die Pferde und wollte „noch bei Tage die römische Brücke [...] erreichen bei der wir Halt machen wollen. Aber unser Zaptieh befindet sich im tiefen Opiumrausch und reitet wo sein Pferd hin gehen will“⁸¹, sodass sie erst um 8 Uhr abends bei der Brücke waren.

Hier trennen sich Lanckoroński und Luschan am 10. April abermals. Denn Lanckoroński wartete auf den ‚Anamur-Mann‘, mit dem er vor mehreren Wochen ein Zusammentreffen vereinbart hatte, um in den Bergen bei Anamur einen Sarkophag zu suchen. Luschan wollte währenddessen nach Alaja weiterreisen, wo unsere Reisenden bereits im letzten Herbst, am 11. November 1882, Station gemacht hatten. Zwar hatte in der Zwischenzeit im Bazar ein großer Brand gewüthet, „bei dem Emin Aga zur groszen Freude seiner Mitbürger Waaren von über 8000 £ Werth eingebüzt haben soll“, doch hatte er „die Physiognomie des Ganzen nicht wesentlich geändert.“

⁷⁹ Wagner 1986, 208; Hild – Hellenkemper 1990, 421 f.

⁸⁰ Reisebriefe, unter dem 7. April 1883. – Zu Mamure Kalesi s. Wagner 1986, 207 f.; Hild – Hellenkemper 1990, 338 f.

⁸¹ Reisebriefe, unter dem 8. und 9. April 1883.

Luschan, der zu seiner Überraschung den Anamur-Mann hier traf, schickte ihn umgehend mit Proviant und einem guten Pferd zu Lanckoroński. Er selbst reiste von da „per mare“ weiter, da sein Diener erkrankt war und

„weitere Eilmärsche schlecht vertragen würde, und auch weil ich möglichst rasch zu meiner Post gelangen will [...] Ich finde für 4 £ ein prächtiges kleines Boot, von der Art welche die Türken sehr passend Ghyrlandschik d. i. Schwälbchen nennen, ohne Deck aber mit riesig viel Leinwand; ausserdem vier stramme Ruderer, Türken natürlich, denn mit griechischen Schiffen will ich nach den Erfahrungen des letzten Winters⁸² nie mehr zu thun haben.“

Mit den türkischen Schiffen kam er „dank der vielen Leinwand trotz der scheinbar fast völligen Windstille recht lustig weiter“⁸³, sodass er am nächsten Tag in Side einen zweistündigen Aufenthalt zur neuerlichen Erkundigung der Ruinen einschieben konnte und abends in Adalia ankam, wo er seine Post und Lanckorońskis von Wien mitgereisten Diener Leopold vorfand,

„der mit dem groszen Gepäck auf der Antona geblieben war, und nun schon seit langen alles vorbereitet hat, um uns würdig zu empfangen. Unsere frühere Wohnung war nicht mehr zu haben, doch gibt es eine Locanda, die mir bisher unbekannt war, in welcher man völlig genügend untergebracht ist. Nur ist sie in dem Häuser Gewirre der inneren Stadt ebenso schwer zu finden, als der Name ihres Eigenthümers auszusprechen und zu merken ist: Dieser heisst etwa Massisoghlu.“⁸⁴

Ein offizieller Besuch bei Turchan Bey, dem Mutessarif von Adalia, und dessen Gegenbesuch waren den damaligen Umgangsformen geschuldet. Turchan Bey benutzte seinen Besuch überdies, um sich für unziemliche Äußerungen des Quarantaine-Arztes offiziell zu entschuldigen. In den Augen Luschans war dies „übermässige Höflichkeit“, denn der Arzt sei

„ein ganz verrückter polnischer Jude, der bei jeder Gelegenheit über Oesterreich und die Habsburger schimpft. Er hatte auch Tags vorher bei Turchan in meiner Gegenwart wieder angefangen worauf dieser ihn durch seinen Neger vor die Thüre setzen liesz – damit wäre der Vorfall wol auch erledigt gewesen. Übrigens hatte ich meinem ehrenwerthen Collegen schon im Winter einmal erklärt, dasz ich ihn mit meiner Tscherkessenpeitsche züchtigen würde, wenn ich ihn nicht für irrsinnig hielte – solche Ärzte gibt es hierzulande.“⁸⁵

Am Nachmittag des 14. April kam Lanckoroński in Adalia an. Er war

„mit unglaublicher Eile zu Lande von Alaja gekommen [...], nachdem er den sogenannten „Sarcophag von Anamur“ glücklich aufgefunden.

Der letztere ist sehr schön und L[anckoroński] will ihn unter allen Umständen acquiriren; im übrigen liegt der Sarcophag nicht bei Anamur sondern ganz nahe bei Selinti; wir hätten ihn also, wenn die Angaben nicht so unrichtig gewesen wären, längst ganz leicht von Alaja aus aufsuchen können.“⁸⁶

Dieser Sarkophag war den Österreichern, insbesondere den Mitgliedern der Gesellschaft für archäologische Erforschung Kleinasien, zu denen Lanckoroński zählte, schon seit dem Vorjahr, also seit 1882 bekannt. Denn Otto Benndorf schrieb aus Gjölbaschi/Trysa in einem Brief an Alexander Freiherrn von Warsberg vom 16. Juni 1882 Folgendes über ihn:

⁸² Durch ein ungeschicktes Segelmanöver von griechischen Schiffen sind damals am 3. Dezember 1882 zahlreiche Ausrüstungsgegenstände Luschans über Bord gegangen, vgl. Szemethy 2015, 124 f. Abb. 18.

⁸³ Reisebriefe, unter dem 10. April 1883.

⁸⁴ Reisebriefe, unter dem 11. April 1883.

⁸⁵ Reisebriefe, unter dem 13. April 1883.

⁸⁶ Reisebriefe, unter dem 14. April 1883.

„Den Griechen von Anamur habe ich in Rhodos ins Verhör genommen. Seine Beschreibungen aus Autopsie waren klar und ganz überzeugend: es handelt sich um einen Marmorsarkophag mit 18 Eroten. Das wäre etwas für den Grafen L(anckoronski).“⁸⁷

Warsberg, der 1882 selbst gemeinsam mit dem bekannten Bildhauer Caspar von Zumbusch Lykien bereist hatte⁸⁸, verwendete diese briefliche Mitteilung Benndorfs und die Äußerungen des „Anamur-Mannes“ für seinen zweiten Bericht von seiner Reise nach Lykien an Graf Kálnoky, geschrieben auf Corfu am 17. Juli 1882:

„Indem ich historisch verfolge, wie sich mir die Vorschläge zu antiquarischen Erwerbungen vorstellten, habe ich zuerst von einem Grabmale bei Anamour auf der Küste von Kilikien zu reden, nur eine Stunde vom Meeresstrande entfernt, wohl erhalten, noch aufrecht und oben herum mit einem Frieze von achtzehn „beflügelten Liebesgöttern“ verziert, so wenigstens schildert der Eigenthümer diesen Schmuck und von so hohem Relief, daß die Statuen nur an wenigen Körpertheilen mit der Rückwand zusammenhängen, also wohl ähnlich den pergamenischen Funden ein Meiselwerk der überreifen, technisch höchst ausgebildeten nachalexandrinischen Kunstweise.“⁸⁹

Lanckoronski hatte diesen Sarkophag dann tatsächlich erworben; von wem, unter welchen genaueren Umständen und zu welchem Preis ist aber trotz der Sichtung zahlreicher Korrespondenzen und Tagebücher nach wie vor unklar. Der Sarkophag war später eines der vielen ‚Highlights‘ von Lanckoroński's Wiener Kunstsammlung. Diese hatte er nicht nur immer wieder der Öffentlichkeit in seinem Palais in der Jacquingasse⁹⁰ zu bestimmten Anlässen zugänglich gemacht, sondern auch durch eine 1885 im Österreichischen Museum für Kunst und Industrie (heute Österreichisches Museum für angewandte Kunst / Gegenwartskunst, MAK) veranstaltete Ausstellung, in deren Mittelpunkt der große marmorne Sarkophag stand, gemeinsam mit seinen anderen auf der Reise getätigten Erwerbungen.



Der Freskensaal des Palais Lanckoroński mit dem Erotensarkophag – Postkarte, um 1900 (Bezirksmuseum Landstraße, Wien)

⁸⁷ s. dazu Szemethy 2005, 444 Dok.Nr. 63.

⁸⁸ Szemethy 2005, 115. 194–196. 201 f.

⁸⁹ s. Szemethy 2005, 474 Dok.Nr. 79.

⁹⁰ Zum Palais Lanckoroński s. Palais Lanckoroński, Jacquingasse 18 (Wien 1903); K. Holey, Das Haus des Grafen Lanckoroński, in: Ausgewählte Kunstwerke der Sammlung Lanckoroński (Wien 1918) 121–125; A. Szymanowicz-Hren, Auf den Spuren von Karl Graf Lanckoroński in Wien, Jahrbuch des Wissenschaftlichen Zentrums der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Wien 4, 2013, 21–34, bes. 30–32.

Über diese Ausstellung, „welche Graf Lanckoroński [...] von den Ergebnissen seiner Orient-Reise in den beiden letzten Jahren gemacht hat, eine Ausstellung, welche, wie uns scheint, weniger die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat, als sie es in der That und Wahrheit verdient“, berichtete Jakob von Falke in der Wiener Zeitung vom 21. Juni 1885 relativ ausführlich: „hunderte von Gegenständen, wohl geordnet und, wo es nöthig, mit den erklärenden Notizen versehen, zur Ergänzung mit den Ansichten der Gegenden in Photographien und trefflichen Aquarellen“ von dem im Herbst 1882 mitreisenden österreichischen Maler Leopold Bara und dem polnischen Maler Jacek Malczewski, der im Herbst 1884 Lanckoroński nach Kleinasien begleitet hatte⁹¹, wurden gezeigt. Die Ausstellung umfasste antike Gegenstände, Zeugnisse der islamischen Kultur aus dem Gebiet der Reisen sowie antike Objekte, die man auf der Rückreise in Athen in großer Zahl gekauft hatte. Auch eine Kollektion zahlreicher orientalischer Textilien war ausgestellt; etliche von diesen stammten aus der Sammlung Felix von Luschan, der darüber hinaus auch Schmuck der lokalen Bevölkerung zur Ausstellung beisteuerte – Objekte, die er wohl schon 1884 in der zuvor erwähnten Sitzung der Wiener anthropologischen Gesellschaft präsentiert hatte:

„Die *pièce de resistance*, um im Jargon künstlerischer Feinschmecker zu reden, ist wohl der große Sarkophag, der auch local den Mittelpunkt der Ausstellung bildet. Ein stattliches Werk von weißem, hie und da mit schwarzem Geäder durchsetzten Marmor, das hoch von den Felsenbergen Ciliciens herabgebracht werden und darum, um es transportiren zu können, leider in seine vier Seiten zerlegt werden mußte. Hier ist es wieder völlig zusammengesetzt, nur der Deckel, den Schätze suchende Türken wohl zertrümmert haben, fehlt. Ein Kranz nackter, geflügelter Knaben mit Blumengewinden und Geflechten, mit Fruchtkörben und Instrumenten, deren Auslegung den Archäologen noch einige Schwierigkeit bereitet, in einem hohen Relief gehalten, umgiebt die vier Seiten. [...] Was aber diesem Sarkophage noch ein besonderes Interesse verleiht, das ist die Behandlung des Marmors, welcher überall glänzend polirt erscheint. Und dies ist wohl hauptsächlich der Grund gewesen, daß sich die Oberfläche so vortrefflich erhalten hat wie aus der Hand des Bildhauers und nirgends zerfressen ist.“⁹²

Heute befindet sich dieser Erotensarkophag in den USA, in Richmond, Virginia, Museum of Fine Arts (Williams Fund 60–1)⁹³.

Nach dem Zusammentreffen von Lanckoroński und Luschan in Adalia folgten Tage der Ruhe, die den beiden nach den Eilmärschen der letzten Wochen recht wohl taten. Nur einmal, am 18. April, wurde Luschan „für mehrere Stunden factisch krank“ – wie er selbst schrieb. Die Begebenheit offenbart die Anteilnahme, die Luschan seinem Diener Jussuf gegenüber empfand, und die Fürsorge, die er ihm – nicht nur in der beschriebenen Situation – stets angedeihen ließ:

„Jussuf, der seines Fuszleidens wegen in den letzten Tagen absolute Schonung genosz, hatte ganz gegen seine Gewohnheit *Mastica* getrunken, ausserdem war er durch einen lamentablen Brief seiner Frau psychisch deprimirt und weisz Gott was sonst noch daran Schuld war – man fand ihn in der Nähe unseres Hauses völlig bewusstlos und in heftigen epileptoïden Krämpfen. Als ich zu ihm kam lag er wie todt am Boden, halb entkleidet und ohne den Turban, mit dem er sonst sein

⁹¹ Zu den teilnehmenden Malern an Lanckorońskis Kleinasien-Expeditionen s. Szemethy 2014, 132. 135. 143–146; Szemethy 2015, 111.

⁹² J. von Falke, Die Kunstgegenstände und Alterthümer des Grafen Karl Lanckoronski im österreichischen Museum, Wiener Zeitung Nr. 140, Sonntag, 21. Juni 1885, 3–5 (Zitate von S. 3). Vgl. Szemethy 2014, 149 f.

⁹³ Vgl. [Karl Lanckoroński], Palais Lanckoroński, Jacquingasse 18 (Wien 1903) 8; M. Waelkens, Dokimeion – Die Werkstatt der repräsentativen kleinasiatischen Sarkophage. Chronologie und Typologie ihrer Produktion, Archäologische Forschungen 11 (Berlin 1982) 53 f. Nr. 10 Taf. 15, 1–4.

wahrhaft entsetzlich flaches Hinterhaupt so geschickt zu drapieren wusste; zudem blutete er aus einigen Schädelwunden und ich hatte einen für mich lange genug dauernden Moment der Überzeugung, dass sein ganzer Schädel zerquetscht sei, so flach und zusammengedrückt schien er.“

Unter Luschans medizinischer Betreuung und Pflege sollte sich Jussuf in den nächsten Tagen ganz erholen, aber psychisch, so Luschans Einschätzung, „blieb er seither verändert, scheu, verlegen, ausweichend und schweigsam.“⁹⁴

Wir verstehen die Besorgtheit Luschans um seinen treuen Diener Jussuf, „das wahre Ideal eines Dieners“, der öfter als andere Untergebene in Luschans Tagebüchern und Briefen und in Korrespondenzen anderer Wissenschaftler Erwähnung fand. Er hatte 1881 und 1882 auf den beiden Lykien-Expeditionen Otto Benndorfs als Diener fungiert und 1882 ab 13. Juli gemeinsam mit Eugen Petersen und dem Dragoman Turina die beschwerliche Reise durch Lykien und Karien angetreten. In einem Brief an seine Frau Sophie aus Sidyma vom 5. Mai 1881 bezeichnete ihn Benndorf als jungen Araber, „ein prächtiger fröhlicher Bursche von 22 Jahren“. Als Luschan am 17. April 1882 in Makri ankam, wusste er auch bald „an allerhand Neckereien, kleinen Steinchen die mir an den Kopf flogen, Zupfen am Rocksäume etc., dass Jussuf an Bord sein müsse; ich konnte schließlich seiner auch wirklich habhaft werden, er ist noch immer der alte, von Wuchs und Farbe schön wie eine antike Bronze, kräftig wie ein Gigant, und dabei heiter und ungezogen, wie ein kleines Kind.“ Jussuf war stets fleißig, arbeitete verlässlich und gewissenhaft Tag und Nacht, assistierte Luschan mitunter beim Fotografieren, überredete auch manche einheimische Person, sich von Luschans Apparat ablichten zu lassen, und wurde schließlich selbst am 11. Juni 1882 „ordentlich en face und im Profil“ fotografiert⁹⁵. Das Dienstverhältnis beendete Jussuf – für Luschan etwas überraschend – nach Beendigung der hier beschriebenen Reise auf Rhodos am 27. April 1883:

„Mittags vermisste ich Jussuf; er war am Morgen ohne Abschied fortgegangen, hatte seine Decken, den Revolver und was er sonst von mir bei sich hatte sammt allen Kofferschlüsseln sorgfältig in meinem Zimmer verwahrt und war verschwunden; wie ich hörte, hatte er ein Kajik nach Makri genommen, das war ein schwerer Schlag für mich; fast anderthalb Jahre war er mein Diener gewesen, hatte in guten und schlechten Tagen treu bei mir gestanden, immer heiter und guter Dinge, nie verdrüsslich und kleinlaut, immer bereit, seine ganze, riesige Körperkraft und seine ganze Schlaueit für mich einzusetzen – jetzt war er gegangen, wol auf nimmer Wiedersehen. Ein lamentabler Brief seiner Frau und das Gefühl, nur durch einige Stunden Meerfahrt von ihr getrennt zu sein war stärker gewesen als er selbst. So stand ich nun ganz allein und verlassen.“⁹⁶

In diesen Tagen des Ausruhens in Adalia hatte sich Luschan einen argen Schnupfen geholt. Als beste Therapie erachtete er einen Ritt „nach Termessos der grössten unter allen lycischen Städten“. Er wollte zwei Tage dort bleiben, weil er die Stätte bis dato noch nicht gesehen hatte. Von der Ruinenstätte Termessos war er sehr überrascht, denn

⁹⁴ Reisebriefe, unter dem 18. April 1883.

⁹⁵ Zu den einzelnen Nachweisen auf Jussuf s. Szemethy 2005, 367 (Dok.Nr. 14); 614 f. 621. 623. 628. 631. 633 (alle Dok.Nr. TB-1).

⁹⁶ Aus dem Reisebrief Luschans an seinen Vater zum Nemrud Dağ, beginnend mit dem 24. April 1883 und endend mit dem 24. Juli 1883 (SBB – PK, HSA, NL Luschan, Kasten 3, Konvolut 2). Luschan traf Jussuf, „der einstweilen recht gewachsen und Kaffee-Junge auf der Gitana [ein zwischen Smyrna und Iskenderun verkehrendes Schiff] geworden ist“, noch einmal am 15. Jänner 1884 in Makri, vgl. Reisebriefe Felix von Luschans an seinen Bruder Oscar, beginnend mit dem 21. Dezember 1883 und endend mit dem 28. Februar 1884 (SBB – PK, HSA, NL Luschan, Kasten 3, Konvolut 3).

„sie ist ungleich groszartiger als ich nach den Beschreibungen erwartet, und lohnt ohne Zweifel noch einen längeren Aufenthalt und genaue Untersuchung. Fabelhaft ist auch die Lage des Ortes. 4000' [Fuß] über dem Meere beherrscht man von der Burg aus nicht nur die ganze pamphyliche Ebene sondern auch einen schönen Theil des lykischen Hochlandes, dessen weite Schneeflächen man wie zum Greifen nahe hat. [...] Arbeit wäre da oben für lange Wochen, sowol für den Archaeologen, als wie für den Maler und Photographen.“⁹⁷

Gearbeitet wurde dann in Termessos auf den weiteren Reisen Lanckoroński lange⁹⁸.

Die gemeinsame Reise näherte sich langsam ihrem Ende. Am Sonntag, dem 22. April, erledigten Luschan und Lanckoroński Abschiedsbesuche in Adalia. Tags darauf schifften sie sich auf der ‚Antona‘ ein, um nach Rhodos zu fahren, von wo Lanckoroński über Smyrna nach Wien und Luschan wieder zurück nach Alexandrette reiste. Hier sollte Luschan mit Carl Humann und Otto Puchstein zusammentreffen und die im Auftrag der Preußischen Akademie der Wissenschaften geplante Reise zum Nemrud Dağ antreten⁹⁹.

Seinem Vater schrieb er als letzte Worte dieser Reise:

„Diesen Brief aber schliesze ich nicht ohne für Form und Inhalt grosze Nachsicht zu beanspruchen; auf Reisen formvollendete Briefe zu schreiben wird nie meine Sache sein, und was den Inhalt betrifft so kann ich zu meiner Entschuldigung anführen, dasz dieser Brief zum Theil auch für mich geschrieben ist, bestimmt, mir meine sonstigen Aufzeichnungen zu ersetzen vor deren Verlust ich ja hier niemals sicher bin. Und so übe auch hierin Nachsicht, lieber Vater mit Deinem stets dankbaren Sohne
Felix“

Auch Lanckoroński hatte in diesen Tagen aus Adalia einen die Reise zusammenfassenden Brief geschrieben, und zwar an Otto Benndorf. Die ausgedehnte Tour zusammenfassend schrieb er über den letzten Abschnitt der Reise:

„In Alexandrette schifften wir uns nach Mersina ein, um von da zu Lande hieherzugehen. In 14 Tagen war es gethan, zum Theil den schönsten meines Lebens. Das Ruinenfeld von Ajas, Cap Coracesium, Selefke, vor Allem Cap Anamur sind unvergleichlich. Alaja behauptete sich nach Alle dem als höchst eigenartig und großartig. Zwischen Alaja und Side reitet man zwischen Ruinen, wie auf der via Appia. Arbeit für Jahre, geographische und archäologische, bietet diese Küstenreise, wir haben nur recognoscirt können Künftiges nun leichter [...] vorbereiten. Wir wollen dieser Tage nach Rhodus, von wo Luschan nach Syrien zurückkehrt. Ich fahre über Smyrna und Corfu heimwärts [...]“¹⁰⁰

So endete die im Oktober 1882 begonnene gemeinsame Reise von Felix von Luschan und Graf Karl Lanckoroński nach mehr als einem halben Jahr hier auf Rhodos. Sie diente vorwiegend zur ersten Orientierung des Grafen. Ihre Fortsetzung fand sie ab September 1884 in weiteren von Lanckoroński finanzierten Unternehmungen, als deren prachtvolles und wissenschaftlich nach wie vor wertvolles Ergebnis das von ihm 1890 und 1892 herausgegebene zweibändige Werk „Städte Pamphyliens und Pisidiens“ gilt.

⁹⁷ Reisebriefe, unter dem 20. April 1883.

⁹⁸ Vgl. K. Lanckoroński, Städte Pamphyliens und Pisidiens 2 (Wien 1892) 21–122.

⁹⁹ s. dazu R.-B. Wartke, Die Forschungsexpedition zum Nemrud Dagh im Jahre 1883 in Selbstzeugnissen Felix v. Luschan's – Beginn der deutschen archäologischen Feldforschungen im Orient, in: F. Nikolasch (Hrsg.), Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 2009 (o. O. [2010]) 64–88.

¹⁰⁰ Brief von Karl Lanckoroński aus Adalia an Otto Benndorf vom 21. April 1883 (ÖNB, HAD: Autogr. 650/21-4).

Felix von Luschan, das Zzala-Monument in Kadyanda und spätclassische Bankettdarstellungen aus Kleinasien und Muttergriechenland

Peter Ruggendorfer

Da noch weiterführende Recherchen durch den Autor vorgenommen werden, konnte er den vollständigen Text des Referates nicht zur Verfügung stellen. Voraussichtlich wird dieser in den Tagungsbericht 20016 aufgenommen werden.

Im Mittelpunkt der Ausführungen stand das monumentale Grabmal des Zzala in Kadyanda in der antiken Kulturlandschaft Lykien (Türkei), das der 29-jährige Felix von Luschan im Winter 1883/84 während seiner allein unternommenen Reise durch Kleinasien und Syrien besucht hatte.

Im Zentrum der von F. von Luschan durchgeführten Dokumentationsarbeiten stand der figürliche Dekor des Grabmals in Form von zahlreichen Reliefdarstellungen mit Beischriften in lykischer Sprache. Auf Veranlassung des Ordinarius für Klassische Archäologie an der Universität Wien, Otto Benndorf, mit dessen Expeditionsteam von Luschan im Jahre 1881 die antiken Kulturlandschaften Lykien und Karien bereist hatte, photographierte der promovierte Mediziner die Grabanlage und kopierte trotz widriger Wetterbedingungen Bilder und Text mittels Abklatsche.

Eine zentrale Stellung im Bildschmuck des Grabes nahm eine vielfigurige Bankettszene ein, welche ohne Zweifel die Familie des Stifters wiedergibt, aber deren ikonographische Details aufgrund der starken Zerstörung auch von der jüngeren Forschung noch nicht gänzlich geklärt werden konnten¹. Anhand von Archivalien am Institut für Kulturgeschichte der Antike an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW), welche ein schon zur Zeit von Felix v. Luschan nach London ins British Museum verbrachtes Fragment der Bankettszene aus Kadyanda zeigen, können nun einige Figuren in der linken Hälfte der Darstellung wiedergewonnen und ein belastbarer Vorschlag für die Zusammensetzung der Banketteilnehmer in Korrelation zu den erhaltenen Beischriften erarbeitet werden.

Im Zentrum des Banketts in Kadyanda lagert im Beisein ihres Gatten und umgeben von ihren noch im Kleinkindalter befindlichen Söhnen Sio, die Frau des Zzala. Diese eigenwillige Komposition unterscheidet die Reliefszene des Grabes von den anderen aus Kleinasien und Muttergriechenland aus dem 4. Jh. v. Chr. bekannt gewordenen Mahldarstellungen, wie anhand von Vergleichsbeispielen aufgezeigt wurde. Die individuelle Gestaltung bildet den Schlüssel zum Verständnis der Szene und ist, wie nun dargestellt werden konnte, durch die spezielle Situation innerhalb der Familie bei der Stiftung des Grabes für die aus Karien stammende Ehefrau bedingt.

¹ E. Kalinka, *Titulii Asiae Minoris I* (Wien 1901) 28; J. Borchhardt – G. Neumann, *Dynastische Grabanlagen von Kadyanda*, AA 1968, 174-214 Abb. 1-32.